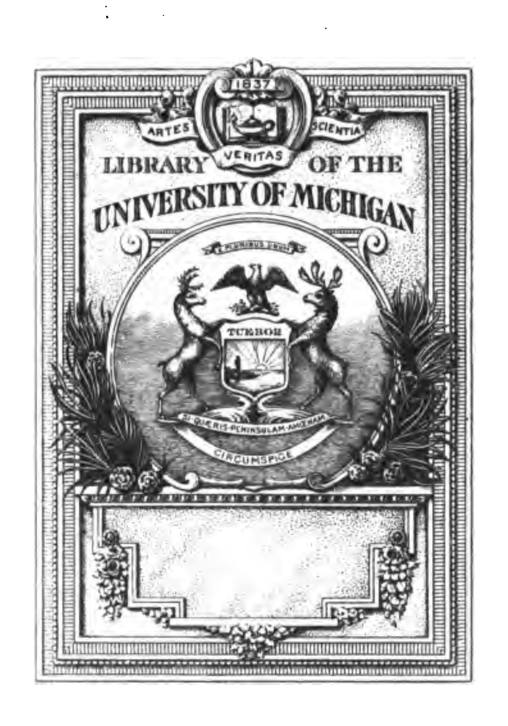
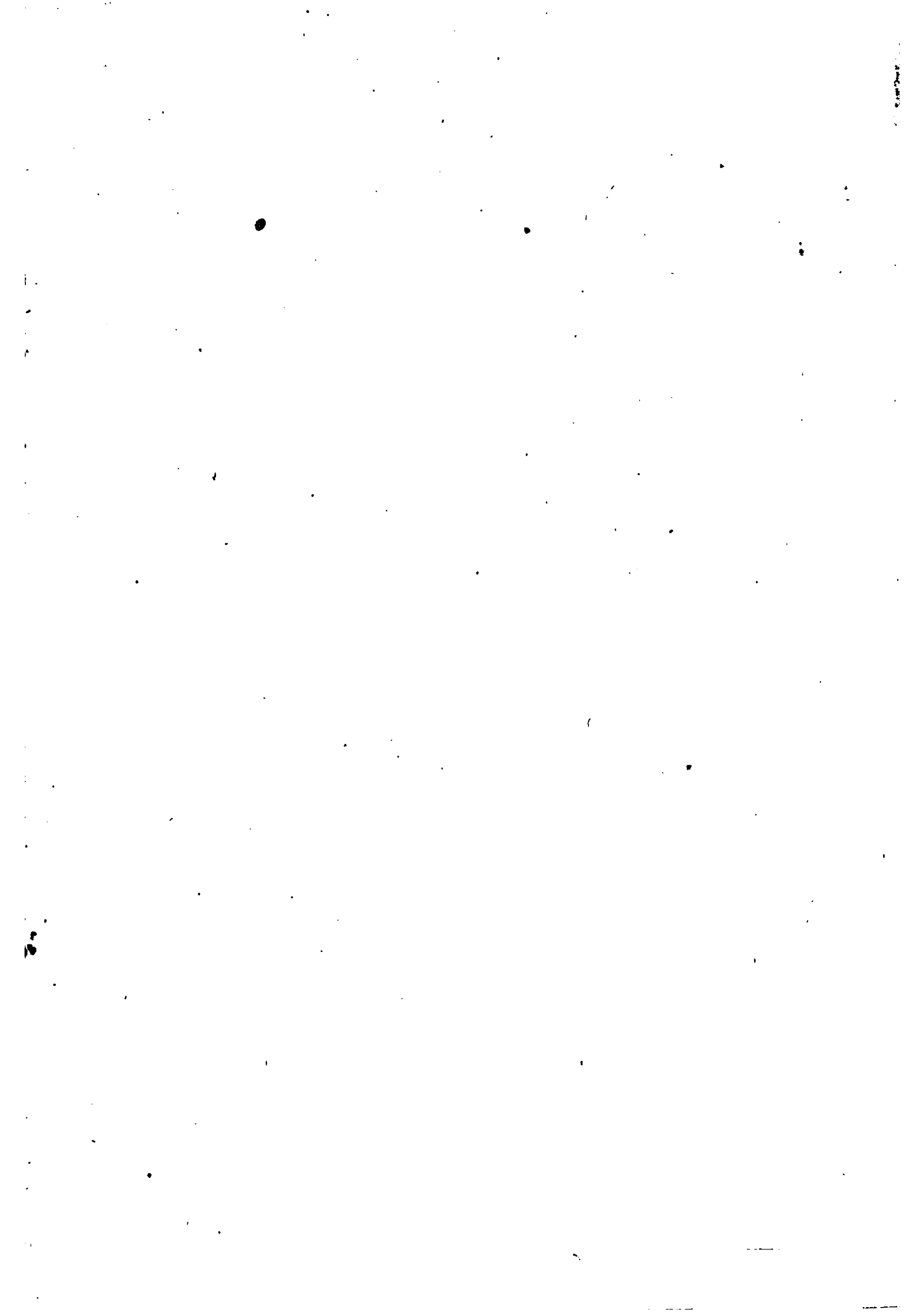


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



COROLARIA III.

Heinrich Heine

und

der Neuisraelitismus.

Briefe an Adolf Strodtmann

von

Dr. Hermann Schiff.

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Heinrich Heine

und

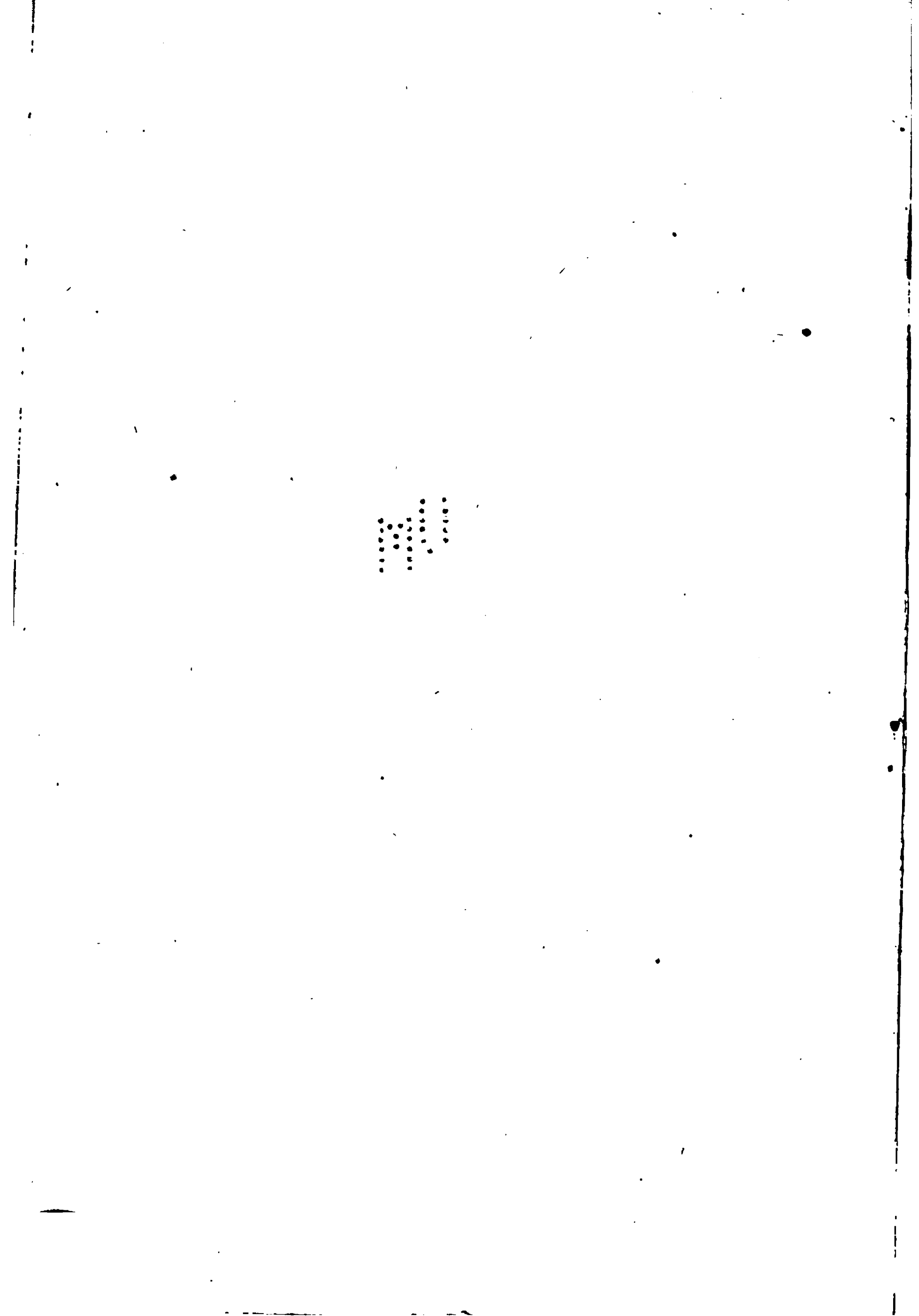
der Neuisraelitismus.

Briefe an Adolf Strodtmann

von

Dr. Hermann Schiff.
(Verfasser des „Verkauften Skelett's".)

Hamburg & Leipzig.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.



Erster Brief.



I.

Zum ersten Male sah ich Heine, kurz nach der Belagerung Hamburgs an einem Sommerabend im Hause seiner Eltern.

Sein Vater, der leibhaftige Herr von Schnapelopowsky, wie Heine ihn später unverkennbar schildert, ein schöner Mann, aber nicht vom allerschärfsten Verstande, saß neben mir, Heine zwischen meiner Mutter und Schwester uns gegenüber. — Herr von Schnapelopowsky erzählte mir Allerlei, aus der zwölfkinderschläfrigen Wirthschaft meiner Großeltern väterlicherseits. Es war mir sehr interessant, und ich horchte hoch auf. —

Man fing an auf Napoleon zu schelten und Herr von Schnapelopowsky sagte mir ziemlich hörbar: „Gott gebe, wir hätten ihn noch!“ —

Mein colerischer Herr Papa sah ihn ernsthaft und unwillig an, als wollte er sagen: „Du hast gut reden, du hast nicht viel zu verlieren.“

Das war noch nicht Alles. Es wurde auch auf Davoust gescholten. Er hatte Hamburg wehe gethan und auch meinen Eltern viel gekostet. —

Herr von Schnapelopowsky rief über Tisch: „Harry!" (so wurde Heine in seiner Familie genannt). „Du hast doch mit dem Prinzen Eckmühl, auf der Rheinfähre (bei Eckmühls Heimkehr nach Frankreich) französisch gesprochen? Du kannst doch französisch sprechen! Sage mal! War er nicht ein liebenswürdiger Mensch?"

Das war zu viel! Ich sah wie meinem colerischen Herrn Papa das Blut in die Wangen stieg. — — — Ich kannte das. —

Am Rhein war man französisch gesinnt und Napoleon, welcher zu Rekruten alles gebrauchen konnte, hatte den Anfang gemacht, die Juden den Christen gleichzustellen.

Man schwärmte dort für ihn, und Heine hatte die Verehrung dieses großen Kaisers gleichsam mit der Muttermilch eingesogen. Mit seinem enthusiastischen Lob und Preis des großen Napoleon, machte er nachmals bei den Parisern ehrenhaftes Aufsehen. — In Hamburg konnte man den Kriegsgott, welcher durch Continentalsperre Handel und Schiffahrt unterdrückt hatte, nicht lieben, und wider erbitterte Gesinnung darf man nicht ansprechen. — —

II.

Zweierlei habe ich über Heine's letzte Stunden gelesen, was Beides, trotz scheinbaren Widerspruches, seine Wahrheit haben kann.

Zuerst soll seine streng katholische Frau ihm einen Priester zugesandt haben, der unter andern auch ihn fragte, ob er als Gottesleugner sterben wolle. Worauf er erwidert haben soll: „Oui! c'est de mon métier! — Ich übersetze oder erkläre dies folgendermaßen:

„Priester! Meines Amtes ist es den Gott zu leugnen, den zu lehren deines Amtes ist;" und somit wäre unser berühmter Humorist, mit einem beißenden und seiner würdigen Bonmot aus der Welt gegangen.

Minder wahrscheinlich finde ich, daß Heine nach einem Rabbinen verlangte, um als Jude zu sterben. Die Möglichkeit ist jedoch nicht völlig in Abrede zu stellen, in so fern man in seiner Todesstunde auf den Gedanken kommen kann, sich mit Allem auszusöhnen.

Ueber das, was Heine eigentlich glaubte, hat er sich niemals ausgesprochen, nicht einmal im Vertrauen gegen seine nächsten und intimsten Freunde. An dem Abstracten schien er überhaupt keinen Geschmack zu finden. In seinem Tanzpoëm warnt er sogar davor, obschon es doch immer ein Poëm sein soll und empfiehlt als ungezogener Liebling der Grazien und Musen, die Plastik als allein selig machende Kunstreligion.

Allein wem sage ich das alles? — Sie wissen das besser, als ich es zu beurtheilen vermag. Sie haben sich fleißig und gewissenhaft mit seinen Schriften beschäftigt, während ich seit 1829 ihn so ziemlich aus den Augen verlor.

Bis dahin waren wir Vetter und Jugendfreunde. Unsere eben nicht nahe Blutsverwandschaft ist folgende:

Vor etwa 100 Jahren und darüber lebte in Altona Meier Schamschen Popert, derselbe hatte zwei Töchter, Jette und Mathe (zu Deutsch Mathilde, oder Amalia oder auch Martha). Der sehr wohlhabende, gleichfalls in Altona lebende Bendix Itzig Schiff freite um die ältere Schwester Jette und führte sie als Gattin in sein Haus. Die jüngere Schwester Mathe heirathete den mit Glücksgütern minder begabten Lob Heine, Händler in Altona. Bendix Itzig Schiff hatte mit Jette drei Söhne und drei Töchter. 1) Itzig Schiff, Obervorsteher der jüdischen Gemeinde in Altona, Günstling des Königs von Dänemark, dem zu Ehren er Synagogenfeste veranstaltete, um Seiner Majestät Anwesenheit in Altona zu feiern, wogegen „Rebbe

Itzig" zu der königlichen Tafel gezogen wurde, falls er nach Kopenhagen kam, wenn er auch die Speisen, welche nach seinem Glauben unrein waren, nicht berührte. Er hatte drei Söhne: Ruben Schiff, den berühmten Leinen- und Assecuranzmakler in Altona; Herz Schiff, dessen Sohn Theodor als Beamter in der Zuckersiederei von de Voß in Itzehoe lebt, endlich den so sehr berühmten Juristen Meyer Schiff in Kiel, der erste Jude in Deutschland, welcher eine Mischehe einging. (Er heirathete eine geborene Todtenhaupt.) 2) Schamschen Schiff, Vater des rühmlichst bekannten Hartwig Samson Schiff, dessen hierorts lebende Nachkommen in großem Wohlstande sich befinden. 3) Hertz Bendix Schiff, dessen ungerathener Sohn ich zu sein die Ehre habe. 4) Frummit, verehelicht mit Hersch David Oppenheim, deren Sohn Süskind, der Vater der börsengeschätzten Firma D. & F. Oppenheim. 5) Mathe, verehelichte Wallach, alias Rintel, deren Söhne David Wallach, Isaac Wallach und Moritz Wallach. Ersterer lebt gegenwärtig in Hamburg und ist der Vater von Adelheid und Jette Wallach, Modistinnen und Garderobenvorstand des Stadttheaters. 6) endlich Bune Schiff, vermählt mit dem reichen Tabackshändler Abraham Hollander in Altona, von ihr sind folgende Kinder, theils verstorben, theils noch am Leben. a) Jacob Hollander, verehelicht mit einer Tochter von Worms de Romilie aus Paris; b) Fanni Hollander, verehelicht mit dem Banquier Raphael aus London, hier in Hamburg noch lebend; c) Schönche Hollander, verehe-

licht mit dem Banquier Hildesheimer in Braunschweig, und d) Jette Hollander, die Gattin des reichen Ellissen in Frankfurt a. M. Mehrere Kinder derselben haben hier ihr Domicil. Die Mutter dieser sechs Kinder Jette Schiff, geborene Popert, verstarb und der Wittwer heirathete seine Schwägerin, die vorerwähnte Mathe Popert, verwittwete Heine. Diese brachte ihm gleichfalls folgende Kinder in die Ehe. 1) Den edlen Menschenfreund Salomon Heine verehelicht mit Beele, geb. Goldschmidt. Er hatte mit ihr zwei Söhne und vier Töchter. a) Hermann Heine, der so früh verstarb und zu dessen Angedenken die „Hermann-Heine-Stiftung“ errichtet wurde; b) den 1865 verstorbenen Banquier Carl Heine; c) Friederike Heine, verehelicht mit Moritz Christian Oppenheim (zum Christenthume übergegangen), von denen noch Kinder am Leben sind, als: Emilie, (verm. mit Dr. Gabe) und Emma; d) Fanni Heine, zweimal verheirathet, erst mit Dr. med. Schröder, dann mit Dr. Nanne (die erste Heine'sche Familie, die zum Christenthum überging); e) Malchen Heine, verehelicht mit dem Gutsbesitzer Friedlander in Ost-Preußen (gleichfalls zum Christenthum übergegangen) und f) Therese, Gemahlin des vormaligen Präsidenten des Handelsgerichts Dr. Halle. 2) Meier Heine, der zwei Söhne, Henry und Eduard, beide Aerzte in Dresden, hatte. 3) Schmul Heine, der unverheirathet starb. 4) Henri Heine, dessen Kinder Hermann und Emilie Oswald hier domiciliren. 5) Herz Heine, verehelicht mit einer gebornen Embden.

6) Samson Heine, verehelicht mit einer geborenen van Geldern, mit der er vier Kinder, drei Söhne und eine Tochter hatte und zwar a) Heinrich Heine, unsern berühmten Landsmann; b) Gustav Heine, Herausgeber des Fremdenblatts in Wien; c) Maximilian Heine, Medicinal-Rath zu Petersburg; d) endlich die hier in Hamburg lebende Charlotte Heine, verehelichte Embden.

Nicht wahr ein gutes Haus voll Kinder! allesammt gesund und wohlgestaltet und erreichten unbescholten und wohlgestaltet, ein hohes Alter.

Israel ist fruchtbar und sittsam und unsere Vorfahren wie auch unsere Eltern, so lange wir noch unselbstständig waren, lebten in ansehnlicher Wohlhabenheit.

Wenn ich den Neuisraelitismus, in so fern er noch viel zu jung ist um sich schon zu einer Wissenschaft erheben, Dogmen feststellen und auf Herkömlichkeiten sich berufen zu können, einen Glauben nennen darf, so hat Heine diesen Glauben, in dem er geboren und erzogen wurde, in seinem Leben wie in seinen Schriften jederzeit, mit rücksichtsloser Entschiedenheit vertreten. — Ja! Wo er irgend konnte, ergriff er die Offensive wie z. B. im Almansor, Atta Toll und bei anderen Gelegenheiten. Selbst dem großen Shakespeare konnte er den Shylok nicht verzeihen und riß auf unverzeihliche Weise den seit zweihundert Jahren verstorbenen Dichter in den Shakespearfrauen herunter. Zur Taufe verstand er sich aus Rücksichten und wider seinen Willen. — „Wie befindest du

dich Heine", fragte ich eines Tages, weil er stets leidend zu sein, oder sich zu stellen und zu klagen pflegte. — Ach wie ist mir zu Muthe! stöhnte er; „Allen Meschumodim soll zu Muthe sein wie mir." (Meschumat: Apostat oder Abtrünniger, heißt bei den Juden, der Getaufte.) Seit der Zerstörung Jerusalem's gab es keine Dissenters in Israel. Erst als man in Frankreich Kirchen plünderte, Klöster aufhob und Revolutionsaltare errichtete, als man Freiheit und Gleichheit der Menschen proklamirte: erst da kam auch der Jude auf den Gedanken ebenfalls Mensch sein zu wollen, und seinen christlichen Mitmenschen sich gleichstellen zu dürfen.

Die ersten schwachen Anfänge mußten sich darauf beschränken durch Erziehung, Bildung, Sitte, und vor allen Dingen durch Sprache den Christen gleich zu werden.

In Revolutions- und Kriegszeiten müssen Geld und Besitz ihre Ansprüche geheim halten, um nicht ausgeplündert zu werden; während Kenntnisse und Fähigkeiten sich aufthun dürfen und es zu etwas bringen können. Die aufgeklärten Juden, so nannten sich, den Strenggläubigen gegenüber, die Neuisraeliten, hielten es daher für gerathen, ihren Kindern eine bestmögliche Erziehung geben zu lassen. Für Schul- und Privatlehrer war es eine goldene Zeit und die Erziehung, welche wir bekamen, war, wenn auch keine geregelte, doch eine kostspielige.

Ungefähr um diese Zeit wurden Heine und ich geboren. Viel älter als wir, kann der Neuisraelitismus nicht

sein. Leider sind es nur Traditionen, die ich Ihnen berichte und die ich von meinem Vater und älteren Verwandten erhalten habe, ohne Werth darauf zu legen und mir die Daten zu merken. Jedoch Irrthümer oder gar Willkührlichkeiten soll niemand mir vorwerfen dürfen. — Heine nebst seinen Geschwistern, und ich sammt den meinigen, sowie auch sonstige Vetter und Cousinen haben niemals hebräisch gelernt, also auch nie ein jüdisches Gebet gesagt. Bei Juden-Töchtern kommt nichts darauf an. Man nimmt es nicht genau mit ihnen, weil sie gleichsam rechtlos sind. Alles, was man mit ihnen aufstellt, ist: sie, wenn sie mannbar geworden, gelegentlich unter die Chuppe zu schicken (Trauungsbaldachin), und dann gehören sie nicht mehr ihren Eltern, sondern ihrem Ehemanne an, welcher für ihre Mitgift und den Starchotzecheilicksocher (halber Sohnesantheil an die dereinstige Hinterlassenschaft des Vaters, welcher dem Schwiegersohne rechtskräftig und bündig zugesichert wird, weil die jüdische Frau erbunfähig ist) die Verpflichtung übernimmt, sie anständig und standesgemäß zu ernähren.

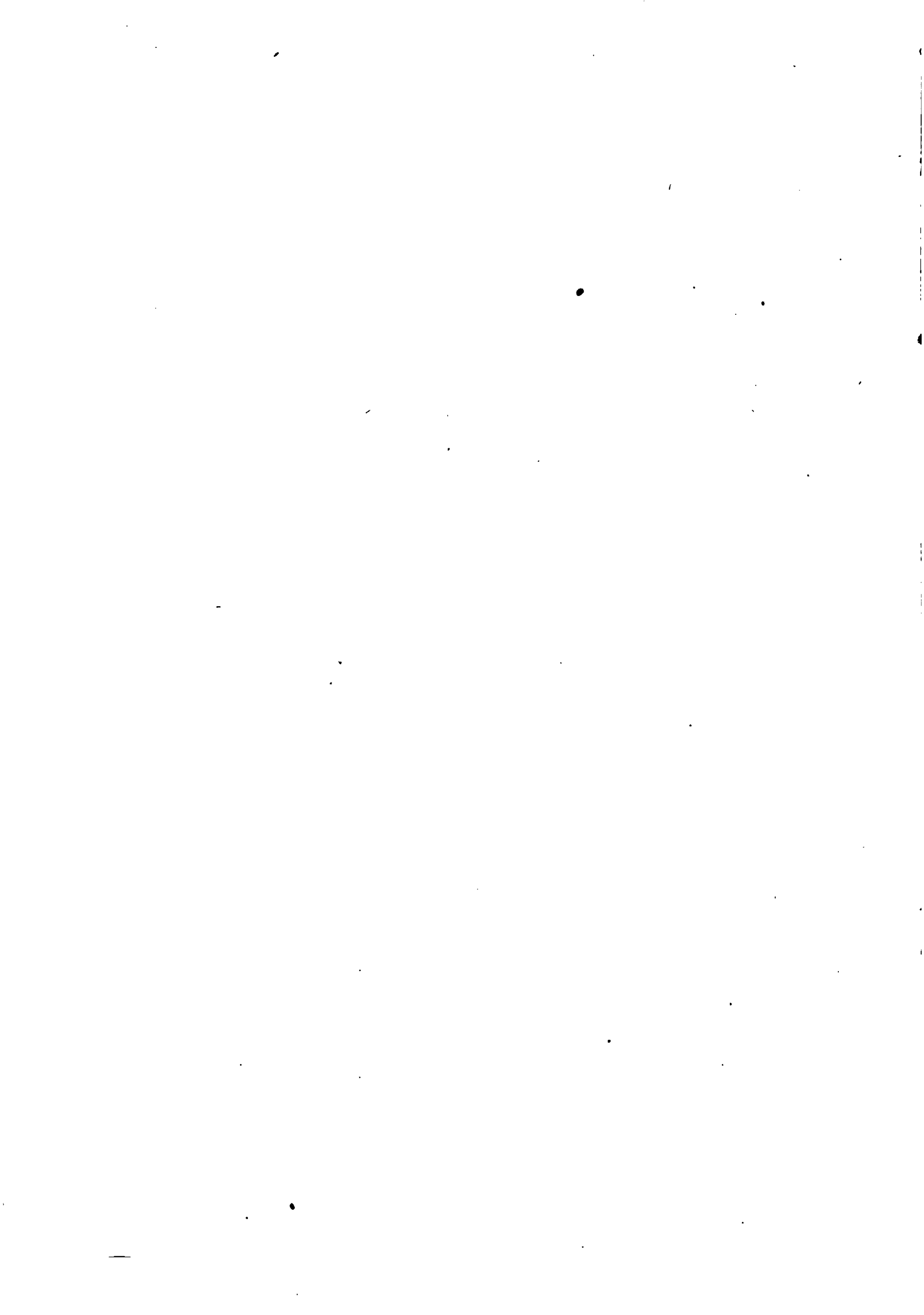
Ein Anderes ist es mit den Judenknaben. Sie müssen nach vollendetem dreizehnten Jahre vor der Thora (auch Thaure: Gesetzrolle) erscheinen; wozu Heine, ich und viele andere nicht befähigt waren, weil wir den hebräischen Segen über die Thora nicht sprechen gelernt hatten. Wir allesammt wurden daher nicht confirmirt und waren nach jüdischem Sinn und Begriff „Hunde“. Kelab oder Keilef (Hund) nennt der Jude den, der nicht hebräisch lesen und beten

kann. — Ueberhaupt wurden wir von der Synagoge fern gehalten. Dagegen ward es uns nicht verwehrt an christlichem Religionsunterricht Theil zu nehmen. — Gestehen Sie, daß bei einer solchen Erziehung zu einem vollkommnen Christen nur zweierlei fehlt, die Taufe und das Präputium. —

Der Neuisraelitismus ist gleichsam das freisinnige, oder zeitgerechte fortschreitende Judenthum; ein Doppelkampf gegen innere und äußere Widersacher. Die Inneren sind die Strenggläubigen, denen gegenüber die Neuisraeliten sich die Aufgeklärten nennen. Die äußeren sind ihre christlichen Nebenmenschen, von denen sie Indulgenz verlangen. Hamburg ist der Focus, wo diese Emancipation sich in einer höchst kurzen Zeit entwickelte und jetzt ihr höchstes Ziel erreicht hat. Dank sei es dem unabläßlichen Bestreben des leider verstorbenen Gabriel Riesser. Es ist unglaublich, was dieser herrliche Mann für die hiesigen Juden gethan hat.

Daß sie den Sabbat nicht mehr hielten und das verbotene Schweinefleisch sich wohlschmecken ließen, war nur ein schwacher Anfang. Jetzt sind zum größten Verdrusse der Strenggläubigen, Mischehen erlaubt, und will der Jude seinen Knaben nicht beschneiden lassen, so zwingt ihn niemand dazu. Endlich auch sind Juden jetzt befähigt Staatsämter zu bekleiden, und das erste Beispiel hiervon gewährt uns Gabriel Riesser, dem alle diese Errungenschaften zu verdanken sind. Er war Obergerichtsrath. Was können die hiesigen Neuisraeliten mehr noch wünschen?

Zweiter Brief.



2.

Unstreitig ist Ihnen ein gewisses Novellenfragment von Heine bekannt, des Inhalts etwa:

Die blutige Leiche eines Christen-Knaben wird heimlich in dem Hause eines Rabbi verborgen, damit es heiße, die Juden hätten diesen Mord begangen, um mit schuldlosem Christenblute ihre Festkuchen zu würzen. Der Rabbi entdeckt glücklicherweise dieses entsetzliche Vorhaben und sucht sich seines gefährlichen Gastes bei Zeiten zu entledigen. Doch mit ihrem heillosen Gepäcke weiß er nicht zu bleiben. Er muß mit den Seinigen auf eine schleunige Flucht bedacht sein und seine Gemeinde wehrlos den Grausamkeiten des Judenhasses Preis geben.

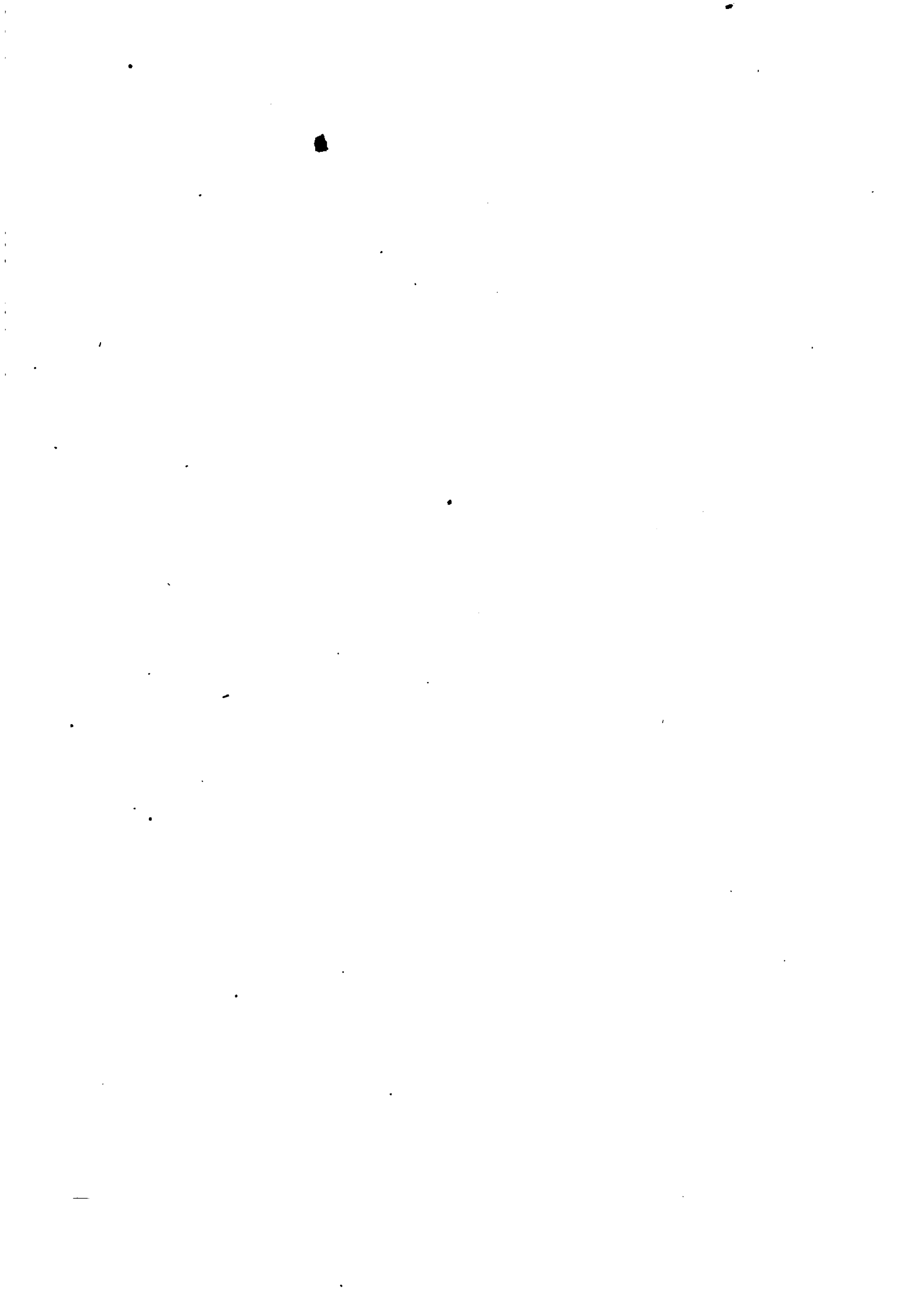
Dergleichen Sagen waren damals im Schwange und über die Ungereimtheit derselben lassen Sie uns hinweggehen, da der Jude durchaus nichts Blutiges zu Munde führen darf und sogar das Rindfleisch um es genießen zu dürfen (denn unter Anderem, sind die Hinterviertel nur unter

Bedingung erlaubt) mehrere Stunden lang auswassern muß.

Schade, daß Heine dieses Fragment so nachlässig dahinwarf, ohne Vorgeschichte, Katastrophe und Lösung des Knotens. Die Vorgeschichte durfte am wenigsten fehlen, wenn das Ganze Wahrscheinlichkeit haben sollte, denn wer waren die beiden Gäste, welche auf einen so empörenden Verrath ausgingen. Waren es Christen, so durfte sie der Rabbi nicht in seinem Hause aufnehmen. Waren es Juden: was konnte sie bewegen, eine Bartholomäusnacht über sich und ihre Glaubensgenossen heraufzubeschwören? Es konnten also nur getaufte Juden sein, welche von den bekehrungssüchtigen Vätern der Gesellschaft Jesu eingeladen worden waren, ihre Religion zu ändern und in einen Orden einzutreten, welcher blinden Gehorsam verlangt. Die Jesuiten sind in einer Hinsicht unbezahlbar. Wenn es gilt eine boshafte Hinterlist, wie schändlich sie auch sei, zu rechtfertigen, so helfen sie allemal aus aller Verlegenheit.

Heine konnte nicht gut ohne Erbitterung an eine Judenverfolgung denken und hier überließ er sich rücksichtslos seinem lyrischen Zorn, was einer Novelle nicht ersprießlich ist. — Ein andermal mehr über dieses Thema.

Dritter Brief.



3.

Eine der grausamsten Judenverfolgungen fand hier in Hamburg um die Mitte des vorigen Jahrhunderts statt. Sie ist dem besagten Fragmente sehr ähnlich, doch weit ungezwungener und harmloser motivirt, keine gehässige Absicht, kein fanatischer Bekehrungseifer hat sie herbeigeführt. Sie war lediglich das Werk heilloser Zufälle und gemeinen Aberglaubens und endlich beschämt ein bitter=laconischer Schluß auf's tiefste den Judenhaß und enklarwt ihn als rohes Vorurtheil aus brutalem Unverstand.

Am Großmichaelis=Kirchhof war ein Haus belegen, welches zwei Ausgänge hatte. Hier nach dem Kirchhof hin, dort nach dem Krayenkamp. Ein Goldschmiedbube hatte von dem Juden für verschiedene Werthsachen Zahlung zu fordern. Sie waren für alt erstanden, paßten nicht für den Laden, und waren dem Juden zum Weiterverkauf anvertraut worden.

Der Knabe trug ein Henkeltöpfchen, welches er be=

scheidentlich vor der Hausthür stehen ließ, indem er von der Straße aus eintrat. — Der Jude war wohlhabend und pflegte prompt zu zahlen, allein es waren die Schwuß-tage (jüdische Pfingstzeit) und er durfte kein Geld anfassen. Dem Burschen war eingeschärft, er solle Geld mitbringen, welches sein Meister nothwendig brauchte, wo nicht, die Goldsachen sich wiedergeben lassen. Auf Letzteres ließ sich der Jude noch weniger ein, denn: „Handel, sagte er, ist Handel." — Kein Geld, keine Kostbarkeiten und es obendrein mit einem Juden zu thun zu haben; das ging über den Verstand des einfältigen Burschen, er fürchtete, sich vor seinem Meister, nicht wieder sehen lassen zu dürfen, verließ in Herzensangst das Haus ohne seines Henkeltöpfchens zu gedenken, welches auf freier Straße vor dem Judenhause stehen blieb.

Der Jude war festselig und nahm keine Notiz davon. Auch keiner von seinen Hausleuten mochte ein unreines Gefäß berühren, welches Fleisch enthielt, von jenen Thieren, in welchen der Christenheiland den bösen Geist gebannt. Man würde wohlgethan haben, das Töpfchen zu zertrümmern, allein es war Festtag, den man heiligen mußte und durch keine Art von That, Arbeit oder Handlung (denn eins davon wäre es gewesen) entweihen durfte. So blieb denn das Henkeltöpfchen mit seinem Inhalt auf offener Straße stehen und den Knaben hatte man wohl hineingehen, aber nicht herauskommen sehen. Das genügte dem abergläubischen Vorurtheil des Pöbels, der nicht erst

lange untersuchte, sondern gleich das unglückliche Haus spolirte, ausplünderte und alles darin Lebende niedermachte. Auch blieb man nicht auf halbem Wege stehen. Man verfuhr nicht glimpflicher mit anderen Judenhäusern und alle Juden ohne Ansehen der Person und des Geschlechts, Männer, Weiber, Greise, Kinder, wurden wie und wo sie sich zeigten aus freier Hand erschlagen. Glücklich wer sich nach Altona flüchten konnte; und es mußte, um den Aufstand zu unterdrücken, fremdes Militair requirirt werden.

Die Rädelsführer wurden eingezogen, wußten aber zu ihrer Entschuldigung nichts weiter anzuführen, als das Henkeltöpfchen. Das war aber ein zu schwaches Corpus delicti allen den Blut- und Greuelthaten gegenüber. — Bei näherer Nachforschung, ergab sich, daß der Goldschmied-Lehrling bei seinen Eltern gewesen war, und von denselben ein Henkeltöpfchen voll Speisen mitbekommen hatte. Seinen Meister wollte er nichts davon sagen, denn das hätte ausgesehen, als wäre dessen Hauskost seinem Burschen nicht genügend gewesen. Der Jude, nebst all den Seinigen, waren als erste Opfer des Judenhasses gefallen. Geld und Geldeswerth war aus dem geplünderten Judenhause verschwunden. Der Goldschmied war um sein Geld und seine Goldsachen gekommen. Der Lehrling aber, bekam sein Henkeltöpfchen mit allen darin schon versauerten Speisen wieder und weder ihm noch seinem Meister war es in den Sinn gekommen, in dem lebendigen und lebhaften

Lehrburschen, den, angeblich zur Würze jüdischer Pfingstkuchen, abgeschlachteten Lehrburschen zu erblicken.

Diese traurige Geschichte lehrt, daß die Hartnäckigkeit der strenggläubigen Juden, und der rohe Judenhaß der Christen, wenn auch die Juden als die Schwächern stets zu kurz kommen, sich einigermaßen die Wage halten. Wenigstens ist die Unverträglichkeit und die Aufreizung zur Feindseligkeit und Zwietracht auf beiden Seiten dieselbe.

Dieses längst verjährte empörende Ereigniß, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen, und lebt immer noch als Tradition fort, unter dem Namen „Geseires-Hengelpöttche“ (Geseires. proprie: jedes Unheil. Angewendet: Strafe Gottes, Plage, Judenverfolgung. — Hengelpöttche corrumpirt von Henkeltöpfchen). Auch werden heutiger Zeit noch immer in der Synagoge, an einem gewissen Schwußtage, zum Andenken und für die Seelen- und Grabesruh der damals hingewürgten Opfer, Psalmen gebetet.

Im neuisraelitischen Tempel jedoch wird nichts dergleichen vorgenommen, welches ich löblich zu finden nicht umhin kann. — Wozu immer noch einer finsteren Vergangenheit zürnen und vielverjährte Greuelthaten und Beleidigungen durch kirchliche Handlungen wieder auffrischen? Das könnte, nachdem der Judenhaß endlich fast so gut wie eingeschlafen ist, zum Christenhasse führen, was eben so verwerflich als unsinnig sein würde. — Wenigstens einer Bewegungsparthei geziemt dergleichen nicht. Es genüge

ihr eine indulgente Gegenwart anzuerkennen und ihr Wahlspruch laute: „Vorwärts, ohne Rückblick.“ Das Gesetz hat keine rückwirkende Kraft, und der Fortschritt habe sie noch weniger, da er nicht allemal Zeit und Gelegenheit findet, gesetzliche oder auch nur wissenschaftliche Form anzunehmen. —

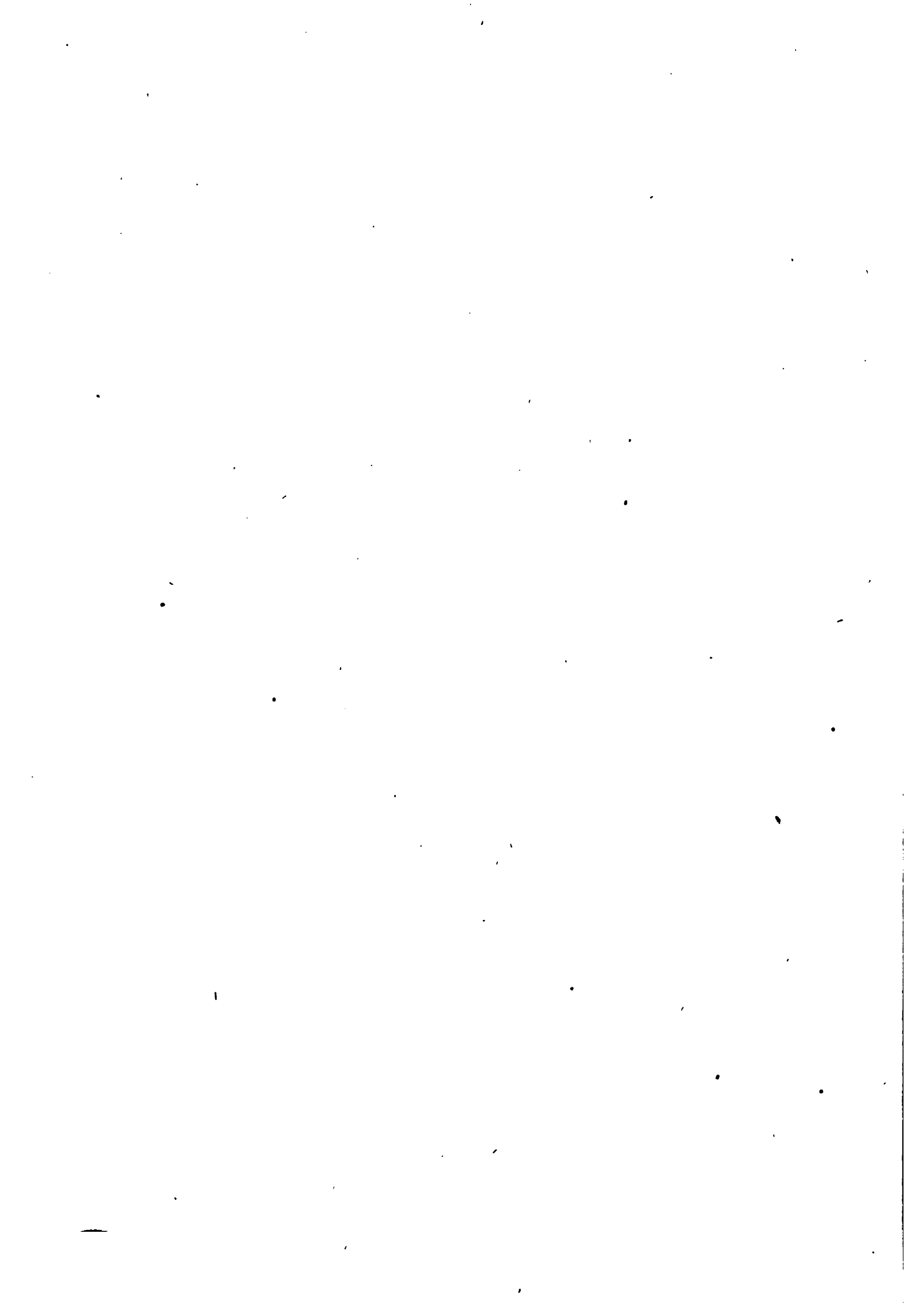
Eine Judenverfolgung zu Hamburg kommt erst im Jahre 1819 wieder vor. Die Hep-Hep-Geschichte nach Würzburger Vorbild, welche aber hiesigen Ortes sehr unbedeutend war. Der Judenhaß, den uns die Franzosen so gut wie abgewöhnt hatten, tauchte mit einem Male wieder auf, benahm sich aber höchst gemäßigt und völlig unblutig. Erst um 8 Uhr Abends, nachdem die Comptoire geschlossen waren, fing man an die Juden zu verfolgen und man begnügte sich mit freundschaftlichen Wirthshausprügeleien, wobei niemand getödtet oder auch nur schwer verletzt wurde. Ingleichen durchzog man die Straßen, um mit dem Feldgeschrei „Hep-Hep!“ den Juden die Fensterscheiben einzuwerfen. Allein die Stadt ersetzte jeden angerichteten Schaden wieder. Hätte man sie nun genügsam verfolgt und bekämpft, so legte man sich zu Bette, die Christen bei ganzen, die Juden bei zerschlagenen Fensterscheiben, was den Religionsunterschied doch einigermaßen deutlich machte. Tages über gingen beide Partheien wieder auf ihre Comptoire und an die Börse, um den gestrigen Wirthshauskampf geschäftsthätig fortzusetzen. Das Feldgeschrei lautete alsdann nicht mehr Hep-Hep! sondern

Vive la concurrence! Nach Glauben und Gesinnung wurde nicht gefragt. Und nur „Mein Junge, in welcher Münze wirst du zahlen?“ — Zwei Nächte dauerten diese Unruhen fort. Aber das Aufruhr-Placat erschien, welches mit der Drohung schließt, die Garnison würde scharf feuern. Der Hamburger liebt dergleichen nicht, denn in einer großen Handelsstadt heißt es leben und leben lassen und mit seiner Religion macht man sich wohl mitunter eine kleine Zerstreuung, doch hat man sie nicht, um ein Märtyrer derselben zu werden.

Heine studirte um diese Zeit in Bonn. Als wir uns 1822 in Berlin trafen, erinnerte ich ihn an die Geseires Hengelpöttche im Vergleich zu der Hep-Hep-Geschichte. „Auch dergleichen kann nicht wieder vorfallen“, meinte er! denn die Presse ist eine Waffe, und es giebt zwei Juden, welche deutschen Styl haben. Der eine bin ich, der andere Börne. Heine also hatte damals schon eine Vorahnung oder vielmehr das Selbstgefühl seiner dereinstigen Bedeutung. Dennoch gab es 1835 wieder eine Judenverfolgung in Hamburg, „den Alsterhallen-Scandal“ welcher jedoch nur in dem halben Styl wie die Hep-Hep-Geschichte ausfiel und bedeutend gelinder war.

Wer also jetzt noch leugnen will, daß Hamburg mit der Zeit fortgeschritten ist und sich gebildet und aufgeklärt hat, der hat den Verstand verloren, oder keinen zu verlieren.

Vierter Brief.



4.

In einem wunderlichen Contrast zu den Ihnen erzählten Geseires-Hengelpöttche, steht ein Ereigniß (hart gegen Ende des vorigen Jahrhundert) zu Altona. — Es war von großer Wichtigkeit und Folgen, in so fern die eigentliche Judenemancipation sich davon herschreibt.

In Hamburg gab es damals noch keine jüdische Gemeinde. Die Juden standen nur unter obrigkeitlichem Schutze, und hießen auch nur Schutzjuden. Sie hatten nur wenig oder fast gar keine Rechte, durften nicht in eleganten Straßen wohnen, und auch keine Grundstücke unter eigenem Namen ankaufen. Sie gehörten theils zur Altonaer, theils zur Wandsbecker Gemeinde, oder hatten auch vermöge Heirathen und Verwandschaft die Cheswekille (zwiefaches Gemeinderecht).

Der Altonaer Rabbiner „Raphael Cohen“ hielt sich unter anderen auch für einen Cabalisten. Er soll, wie mir ältere Leute, die ihn zufällig kannten, erzählt haben, wilden

und fanatischen Ansehens gewesen sein, und wenn er zu Hochzeiten geladen wurde, so soll er, bevor er die Trauungsceremonie vornahm, die Ophanim und Theraphim (unreine und böse Geister) mit einem Eifer gebannt haben, daß die solidesten Mahagonistühle unter seinem dürren Leibe krachten.

Zuerst waren es die hiesigen Kaufleute, die zur Leipziger Messe gingen, welche sich die neuen Ideen der Zeit zu Nutze machten. Im Drange der Geschäfte unterließen sie die Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtgebete, weil sie keine Zeit dazu hatten. Ihre Gewölbe, während der Dauer der Messe, waren übertrieben eng. Den meisten Raum nahmen die Waaren weg. Kaum daß man eine Schlafstelle hatte. Mittags ging man nach einem koscheren Speisehaus und Abends besuchte man zu seiner Zerstreuung Gartenlokale, nahm es nicht genau mit den Speisen, erlabte sich auch mitunter wohl an dem verbotenen Schweinefleisch.

Nur Großhändler besuchten die Leipziger Messe, und nahmen sich dergleichen Uebergriffe heraus, in der Meinung, daß zu Hause nichts verrathen würde. Man nahm sich aber auch Commis und Bedienten mit und der Jude erblickt in jedem Juden seines Gleichen dem er keine Anmaßungen gönnt. Nicht, daß man eben seinen Herrn verräth, allein man bespricht sich mit anderen, denen man keine Treue und Verschwiegenheit schuldig ist. Auch

ist ein solcher Verrath Glaubens- und Gewissenssache, die man nicht gut auf dem Herzen behalten kann.

Rabbi Raphael Cohen erfuhr alles. Allein wie sehr es ihn auch wurmte, daß es so um seine Gemeinde stand, so hatte er doch keine Macht strenge zu verfahren, denn eines Theils darf es der Rabbi mit reichen Gemeindemitgliedern, von denen er einigermaßen abhängig ist, nicht allzugenau nehmen. Doch immer kehrt man wieder zur strengherkömmlichen häuslichen Ordnung zurück, und was in Leipzig geschehen war, wurde entschieden in Abrede gestellt. Rabbi! Gesetzt, ich hätte das gethan, so würde ich zu Ihnen kommen und sprechen: „Matterlav“. (Gegen eine kleine auferlegte Buße um Ablaß bitten.)

Damals lebte zu Altona ein armer Privatgelehrter, welcher die Kinder reicher Leute, Deutsch, Englisch und Französisch lehrte; was man verächtlich mit dem Namen „Galches“ (von Gallach, Pfaffe, also gleichsam christliches Pfaffenthum) bezeichnet. Der Jude soll seine Weisheit aus der Gemora, Chummisch und aus dem Talmud schöpfen.

Zu den vielen Ungemächlichkeiten, welche mit einer strengjüdischen Häuslichkeit verbunden sind, gehört auch, daß man doppeltes Geschirr haben muß. Zu Milch und Fleischspeisen, und zum Passah (dem Feste des ungesäuerten Brodes) wieder anderes und ebenfalls doppeltes. Ein armer Privatgelehrter kann mit dem besten Willen diesen religiösen Aufwand nicht bestreiten und sieht sich genöthigt,

hie und da zu nadeln (Speisen und Geschirr nicht ganz koscher zu halten). —

Dieser arme bescheidene Privatlehrer, ich glaube er hieß Lippmann, war dem Rabbi längst schon ein Dorn im Auge gewesen und wenigstens mit ihm brauchte er keine Umstände zu machen, und die Gelegenheit, sein Müthchen an ihm zu kühlen, ließ nicht lange auf sich warten.

Lippmann hatte eine hübsche junge Frau, aus einer wohlhabenden Familie. Sie selbst war ohne Vermögen, und hatte ihrem Manne weiter nichts zugebracht, als übertriebene Ansprüche, und capriciöse Eitelkeit. Lippmann hatte ein so zu sagen zaghaftes Herz, und fügte sich gern einem fremden Willen. Die Jüdinnen, früher als Sklavin betrachtet, hatten jetzt und ebenfalls sich fühlen gelernt, und erzogen ihre Töchter nicht zu Hausfrauen und Wirthschafterinnen, sondern als wären dieselben bestimmt, die Zierde eines Harèms abzugeben.

Das Ehepaar hatte ein einziges, niedliches und kluges Töchterlein. Der Abgott ihrer Mutter. Der Vater mußte darauf bedacht sein, ihr eine möglichst feine Erziehung zu geben, so daß sie mehr wissen mußte, und im Stande sein sollte, es allen anderen Judenkindern zuvorzuthun.

So ändern sich die Zeiten, die Frauen emancipiren sich, und die Männer stellen sich unter den Pantoffel.

Zu einer modernen Erziehung gehörte aber nicht nur, daß man mit Vermeidung des jüdischen Accentes deutsch

sprach, sondern auch französisch und englisch erlernte. Darin konnte Lippmann auf's Beste unterrichten und wer befaßt sich nicht gern mit der Erziehung eines einzigen niedlichen Kindes, welches gute Anlagen verräth. Zu einer Erziehung comme il faut gehört aber auch Tanz und Musikunterricht, und beide Künste waren damals noch gänzlich in christlichen Händen und erst Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurde von den Juden, die Musik durchweg mit großem Eifer und glänzendem Erfolge cultivirt, während die Tanzkunst noch bis auf den heutigen Tag von ihnen nur als Dilettantismus betrieben wird. Wenigstens mir ist weder in Deutschland noch in Frankreich ein jüdischer Ballettänzer vorgekommen. Dahingegen Seiltänzer, Jongleurs und Athleten die Menge. —

Der Abend vor dem Passahfeste (Fest des ungesäuerten Brodes oder Mazzes, welches erst mit dem folgenden Abend beginnt): heißt der Chometz-Battel-Abend (Chometz, gesäuertes Brod im Gegensatz zu den Mazzes. Battelen heißt die Chometzkrumen auflesen und beseitigen.) An diesem Abende nun geht das Jüdische Ehepaar durch das ganze Haus, um es zu jomtovdigen (von allen ungesäuerten Krumen zu reinigen). Freilich ist zuvor schon alles auf's sorgfältigste gekehrt und gescheuert worden, aber dem Passah muß sein Recht geschehen und zur Vorfeier desselben müssen Mann und Frau battelen gehen. Denn es wäre anmaßend, der Allweisheit gegenüber behaupten zu wollen:

Unser Haus ist dermaßen gejomtovdigt, daß sich von Chometz auch keine Spur mehr darin finden läßt. Vielmehr soll man sich demüthigen und von der Allbarmherzigkeit erwarten, daß sie es nicht allzugenau mit der menschlichen Unvollkommenheit nehme. Aus Bescheidenheit also, oder vielmehr, um nicht umsonst battelen zu gehen, streut man in allen Zimmern und zwar in alle die Ecken, wo sie leicht wieder zu finden sind, Chometzbrocken aus, um sie sauber und gewissenhaft wieder aufzusammeln und um dem Passahfeste die vorgeschriebene Ehre anzuthun.

Das Battelen ist Sache der Hausfrau. Der Ehemann hat weiter nichts zu thun als das Licht dazu zu halten. Diese Verrichtung muß schweigend betrieben werden, denn mit jedem lauten Worte, würde man sich versündigen und sich der Strafe aussetzen, lebenslänglich stumm zu bleiben.

Frau Lippmann hielt viel auf ihren Leib, aber wenig auf ihren Hausstand. Vermöge ihrer funkelnagelneuen Aufklärung glaubte sie über streng vorgeschriebene Herkömmlichkeiten sich hinwegsetzen zu können, und leider hatte sie zum Passah dieses Mal so leichtsinnig gebattelt, daß die Gäste, welche zum Feste Glück zu wünschen kamen, in ihrem Putzzimmer Chometzkrümel entdeckten. Empört über diese unverzeihliche Sünde, verließen die Strenggläubigen scheltend und fluchend dieses unreine Haus, um es nie wieder zu betreten. Auch die Aufgeklärten waren über diesen

Leichtsinn verdrießlich, von dem mit Recht schlimme Folgen zu befürchten waren, die auch nicht ausblieben.

Die Aufklärung war bis hieher nur heimlich betrieben worden, als Privatluxus, den nur Wohlhabende bestreiten konnten und der für die Armuth zu gefährlich war. Das Geld ist universell und der Großhändler berechtigt, nach universeller Bildung zu trachten. Dieses Recht hat der Trödeljude nicht. Er muß die Gelegenheit, welche die Straße ihm bietet, wahrnehmen, um seinen Gewinnst zu erhaschen. Auch thut der Althändler nicht wohl, sich eine moderne Gesinnuug anzueignen. Er stellt sich damit über seine Waaren, von deren Verkauf er leben muß, während nach seinem Selbst, durchaus keine Nachfrage geschieht. Besser also er verliert sich in Strenggläubigkeit um mit Gott und Gewissen in Frieden zu leben. Mit beiden freilich habe das Geschäft nichts zu schaffen, denn um in Frieden zu leben, muß man vor allen Dingen zu leben haben.

Somit herrschte denn bereits eine Spaltung in Israel. Strenggläubigkeit und Aufklärung, welche letztere jedoch noch nicht ans Tageslicht sich wagte. Erst die Chometzkrümel im Putzzimmer der Frau Lippmann, erweckte die Aufklärung, die ausgestreut, auf dem Boden jüdischer Zaghaftigkeit durch allerlei Aergernisse endlich zur Reife gefördert wurde und zur Selbstständigkeit gedieh, welche endlich frei und offen, sich als kosmopolitisch hinstellte.

Vorläufig war der Galcheskundige Lippmann der Hort dieser stillen Aufklärung und eben deswegen ein Dorn im Auge des fanatischen Rabbi.

Die Strenggläubigen säumten nicht dem Rabbi anzuzeigen, wie es in Lippmanns Hause zuging und jener ließ sofort ihn rufen, um ihn ohne Weiteres für einen Poschjesroel (Antiisraelit oder besser noch jüdischer Ketzer) zu erklären und ihn in den Bann zu thun; in Folge dessen er sich weder in der Synagoge zeigen, noch die Schwelle eines Judenhauses überschreiten durfte.

Er lebte von Privatunterricht. Was sollte aus ihm, seiner Frau und Tochter werden, wenn er seinem täglichen Brod nicht nachgehen durfte, wenn ihm untersagt wurde, das Haus eines Juden zu betreten und das seinige geächtet war? — Seinen wohlhabenden Gönnern hatte er sich stets uneigennützig und gefällig erwiesen, er gab, wenn er eben unbesetzt war, gern zwei Stunden für eine. Die Kinder machten Fortschritte und hingen mit Liebe einem Lehrer an, der mit Sanftmuth und unermüdlicher Geduld sie behandelte. Die Eltern, wenn es ihre Zeit erlaubte, wohnten den Lectionen bei, um auch ein wenig Bildung und Kenntnisse aufzuschnappen, was ihrer Kindheit versagt worden war.

Zugleich war er ein angenehmer Gesellschafter, der, wenn man ihn zu Tische lud, das Mahl mit zeitgemäß instructiven Gesprächen würzte. Auch vergalt er die ihm

erwiesenen Wohlthaten jederzeit mit dankbarlicher Dienstfertigkeit. Demnach fühlten sich seine Gönner verpflichtet, des armen Mannes in seiner Bedrängniß sich anzunehmen. Nur vorläufig waren noch Feiertage, wo man keinen Unterricht nahm und wenn man behindert war in der Synagoge zu gehen (aus Unpäßlichkeit etwa), doch einblieb und das Haus hütete.

Der Passah verstrich und man verschenkte den Ueberfluß von Mazzes (eine sehr unbedeutende Leckerei) an Christen. — Jüdische Arme werden mit jomtovdigem Essen reichlich versehen, damit nicht Sorgen ihre Festtagsruhe trüben.

Die Parnassim (Gemeindevorsteher) begaben sich nunmehr zum Rabbi, um sich für den armen Lippmann zu verwenden. Dieser erwiderte: „Seid Ihr fromme Juden und kömmt zu Eurem Rabbi um einem Poschejesroel das Wort zu reden? Ich allein kann wissen, was in einer sündhaften Zeit, wie die heutige, zu thun ist, und wenn man einem Rabbi, der gepaßkent hat, widerspricht, so versündigt man sich gegen Gott.“

Seltsamerweise liebt niemand mehr den Widerspruch, als eben die Rabbinen. Auf Erden ist ihre Lust, zu disputiren, und im Himmel gewärtigen sie sich einer großen Synagoge, wo der liebe Herrgott selbst mit ihnen disputirt, und mit all seiner Allweisheit vor ihnen zu kurz kommt. Der Talmud sagt daher: Wenn zwei Rabbinen sich schnur-

stracks widersprechen, so schaffe dir einen Verstand an, der zugleich das eine, wie das andere glauben kann. Rechts so gut wie Links; oder schwarz so gut wie weiß. — Jüdische Rabbineninfallibilität geht also weit über die Katholisch-päbstliche, wenn auch hie und da, es manchmal Gegenpäbste gab.

Die Parnassim waren hiemit abgefertigt. Sie gingen, denn jedes weitere Wort wäre unnütz gewesen. Der Rabbi mußte geschont werden, und der Geschäftsmann weiß seine Zunge zu beherrschen. Verschwiegenheit ist die Seele des Geschäfts und man denkt mehr als man spricht.

Als Lippmann den Erfolg dieser Verwendung vernahm, schlug er die Hände über den Kopf zusammen und gebärdete sich wie ein Verzweifelnder.

Seine Gönner versuchten ihn zu trösten: „Lippmann! Ihr habt die Chover (gelehrte Würde) so gut wie der Rabbi (gesprächsweise sagt man auch Raf oder Rebbe), wenn Ihr auch nur Bocher (Kinderlehrer) seid. Welch ein Unglück, wenn Ihr nicht Schulen geht? Der Rabbi bleibt Herr in der Synagoge, wie wir die Herren in unserem Hause. Ganz koscher geht es auch bei uns nicht eben zu. Allein der Rabbi mag sagen, was er will, wir lassen uns einen so nützlichen Hausfreund und angenehmen Gast nicht nehmen und werden Euch jederzeit gern sehen und willkommen heißen.

Somit blieb denn zwischen Lippmann und seinen

Gönnern nach wie vor, alles beim Alten. Nur die Synagoge durfte er nicht besuchen, welche aber von den Wohlhabenden gleichfalls vernachlässigt wurde. Die Armen hingegen halten viel darauf. Denn Noth lehrt beten und es giebt nichts wohlfeileres, als die Kirche, und in seinem Gott vergnügt sein. Die Strenggläubigen ermangelten daher nicht, an Lippmann ihr frommes Müthchen zu kühlen. Wie und wo er sich zeigte riefen sie ihm nach „Poschejesroel“, verfluchten ihn mit allen Jüdischen Flüchen und spien ihn an. — Sie wurden deshalb vor Kohl (Gemeinderath) geladen und zu einer Geldbuße verurtheilt, unter Androhung von Polizeistrafe, wenn dergleichen Excesse kein Ende nehmen sollten. Der strenggläubige Jude hat zwar vor christlichen Behörden eine gewaltige Scheu, ganz und gar aber war der Frevel nicht zu unterdrücken und erneuerte sich gelegentlich immer wieder.

Bis hierher hatte sich die Aufklärung bescheidentlich binnen ihre vier Pfähle gehalten, nunmehr hingegen, da sie wider den Spruch des Rabbi, sich selbstständig erwies, hatte sie gleichsam einen Schritt in die Oeffentlichkeit gethan. Lippmann, der sicher besser zum Vermittler taugte, mußte diesmal den Zankapfel abgeben und benahm sich auch Anfangs brav und standhaft genug. Das jüdische Herz, wie schwachselig und zaghaft es sich hier und da auch erweisen mag, hat doch immer noch ein wenig Maccabäische Hartnäckigkeit geerbt. Auch Ehrgefühl ist eine jüdi-

sche Tugend, und Lippmann war stolz auf die Protection, welche die Wohlhabenden ihm angedeihen ließen.

Es giebt aber etwas, was über die Protection der Ersten in der Gemeinde und über die Macht des Rabbi hinausgeht, und das ist das Pantöffelchen der Ehefrau. — Und siehe! das liebe Töchterlein erkrankte, lebensgefährlich (wie es hieß) und Frau Lippmann war der Meinung, daß der Rabbi, welcher behauptete sich auf die Kabala zu verstehen, dieses lebensgefährliche Uebel ihr angethan habe, dem sie unterliegen würde, wenn ihr Mann länger noch dem Rabbi widerstreben würde.

„Liebe Frau!" sprach Lippmann. „Der Rabbi ist ein Mensch wie wir und überirdische Kräfte stehen ihm so wenig, wie uns zu Gebote, wenn er sich auch aus Rabbinenhochmuth derselben rühmt. Soll ich meine Gönner vor den Kopf stoßen und mich ihm unterwerfen, so verscherze ich mein Brod und muß verspottet und geächtet zum Bettelstabe greifen."

Der Pantoffel aber nimmt keine Vernunft an, und Frau Lippmann blieb bei ihrer Meinung. Das einzige Kind lag schwer krank danieder und für seine Kinder opfert sich der Jude auf.

Lippmann war in Verzweiflung. Er sprach zu seinen Gönnern, „ich kenne mich selbst nicht mehr, ich gebe mich verloren." Hierauf ging er zum Rabbi um sich jeglicher Buße zu unterwerfen, welche derselbe ihm zuerkennen würde.

Unstreitig ist Ihnen Gutzkow's Akosta bekannt und Sie wissen, daß die strenge Buße damit anfängt, daß der Sünder sich auf der Schwelle der Synagoge platt hinlegen muß, wo jeder Jude beim Kommen und Gehen, ihn mit Füßen tritt, verflucht und anspeiet. Akosta hält kaum den Anfang dieser Buße aus, und weigert sich zu widerrufen.

Der arme Lippmann fügte sich in völliger Ergebenheit und strengstem Gehorsam, allem was man ihm vorschrieb und von ihm verlangte. — Angethan mit seinem Sterbehemde und baarfuß auf den kalten Marmorfliesen der Altonaer Synagoge (nach der Prager die schönste vielleicht, was ihre Bauart anbelangt). Der Arnekadosch (Bundeslade) war geöffnet. Die Thora lag aufgerollt auf dem Almemmor (ein eingehegter Betaltar) und Lippmann betete mit lauter Stimme ein Capitel nach dem andern her, worunter diejenigen, welche die grausamsten Strafen über die Widerspenstigen verhängten und ihn mit den entsetzlichsten jüdischen Flüchen bedrohten, am wenigsten vergessen worden.

Verschiedene Strenggläubige der finstersten Art: Bettler, welche sich für Gebete und andere fromme Dienste gut bezahlen ließen, damit sie nach Vorschrift und ohne Fehl und Tadel vollzogen werden, zugleich, auch sie fühlten sich aus koscherer Gewissenhaftigkeit verpflichtet, den Büßenden, wenn sein Eifer erschlaffte oder seine Stimme ermattete, durch wohl-

gemeinte Fauststöße, Fußtritte, durch Kneifen in's weiche Fleisch und Bartzausen, wieder anzufrischen, um neben dem versprochenen Lohn sich auch himmlischen Segen zu erwerben. — So verstrich denn die traurige Zeit unter Gebet und Fluchen, schwierige Bußübung und frommer Schadenfreude. Erst spät am anderen Morgen, um der Erschöpfung des Büßers sicher zu sein, erschien der Rabbi. Er verneigte sich vor dem Arnekadosch (Bundeslade) und wandte sich hierauf zu dem Sünder. Statt aber ihn zu segnen und los zu sprechen, sagte er: „Lippman, Deine Buße ist nichtig, denn nicht Deiner Seele zur Liebe, sondern weil Deine Frau darauf bestand, hast Du sie abgelegt. Erwarte nicht, daß ich Dich losspreche, und wenn auch das Leben Deines Kindes davon abhängt. Sondern kehre heim wie Du gekommen bist, als Poschejesroel, der Du bist, warst und bleibst."

Wäre dieses eine Novelle, so würde ich mir nicht nehmen lassen, mit der Lizenz der poetischen Allwissenheit sie drastisch durchzuführen.

Verzweiflung giebt Muth, wenn er auch nur augenblicklich aufsiedet, um gleich wieder in Schwachheit unterzutauchen.

In solch einer nervösen Stimmung befindet sich nunmehr Lippmann und gespenstisch entstellt, ruft er dem Rabbi nach, der ihm kaum den Rücken gewendet: „Gieb Dich nicht für einen Hexenmeister aus Rabbi, Deine Macht ist keine überirdische, um an dem unschuldigen Leben seines

einzigen lieben Kindes, den Vater heimzusuchen. Laß keinen Christen solch hochtrabende Prahlereien hören, Du würdest der erste nicht sein, den man an einen Galgen hängt, oder auf dem Scheiterhaufen verbrennt. Dazu reicht schon ein ungegründeter Verdacht hin, wohin soll also diese Selbstanklage aus unsinnigem Hochmuth führen? — Meine schwere Buße soll nicht gelten? Warum denn stelltest Du den Poschejesroel vor strenggläubigen Zeugen, welche dafür bezahlt werden, und vor diesem Arnekadosch? — Ich sage nicht, daß er ein veraltetes nutzloses Stück Möbel ist, was auf den Trödel hingehört. — Warum ließest Du den Poschejesroel diesen Almemmor (ein erhöheter und umgitterter Altar) mehremal besteigen? — Ich sage nicht daß er eine Schaubühne ist, zur Erlabung rechtgläubigen Blödsinns. — Warum ließest Du den Poschejesroel ganze Kapitel aus der heiligen Thora herbeten. Ich sage nicht, daß das auf uns ererbte Wort Moses leeres Gewäsche sei. Auch sage ich nicht, daß die Synagoge kein Bethaus sondern ein Narrenhaus ist. — Wohl aber sage ich, daß die Kabala eine lebenslängliche Narrheit ist, denn wenn auch der Rabbi keinen Menschen todt sagen kann, so kann er doch seine Synagoge zu einer stillen Mördergrube machen. Einen alten schwachen Mann stellt er als einen Büßer im Sterbehemde, eine ganze Winternacht hindurch, mit bloßen Füßen auf eiskalten Marmorfliesen. Ich will nicht leugnen, daß ich, dieser schweren Buße (um Nichts und wieder Nichts

und zu Nichts und wieder Nichts) keineswegs aus innerem Drange, sondern nur, um meine Frau zu beruhigen, die für das Leben unseres einzigen Kindes besorgt ist, mich unterzogen habe. Davon aber kann ich ebenfalls den Tod bekommen." — Lippmann kommt nach Hause und erzählt seiner Frau wie er vom Rabbi behandelt worden. — „Als Poschejesroel bin ich ausgegangen und als Poschejesroel komme ich wieder heim."

„Du kommst zu rechter Zeit", erwiderte die trostlose Mutter, „um Deinem lieben Töchterlein Sterbegebete vorzusagen, der Doctor spricht, Menschenkunst und Weisheit können hier nicht mehr helfen und wir sollen uns gefaßt machen, unser einziges liebes Kind in wenigen Stunden dahinscheiden zu sehen. Deine Schuld ist es, weil Du diesem gefährlichen Rabbi zu trotzen wagtest."

Das arme Kindlein stirbt und die trauernde Mutter spricht: „Lippmann! Ich kann nicht länger mit Dir leben, denn Du bist ein Poschejesroel und darfst nicht mehr in die Synagoge kommen. Da hast Du nun die Folgen, den gefährlichen Rabbi gereizt zu haben. Du hast den Tod Deines lieben einzigen Kindes auf dem Gewissen und ich gehe von Dir, damit der tödliche Zorn des Rabbi nicht um Deinetwillen auch auf mich falle." —

„Liebe Frau!" erwiderte Lippmann! „Ich fühle wie Recht Du hast. Der Rabbi hat unsere Ehe gestört und wenn ich doch einmal ein Poschejesroel sein soll, so will

ich auch bei meinem Galches bleiben. Meine mir gleichgesinnten Gönner, werden weder Dich noch mich umkommen lassen. Nur glaube niemals, daß etwa der Rabbi mit seiner eingebildeten Kabala unser einziges holdes Töchterlein todthexen konnte. Vielmehr war es der heilige Wille Gottes, welcher ein schuldloses Opfer sich ausersah, um Israel eine hellere und bessere Zukunft zu verkünden. Der Rabbi, wenn Du zu ihm gehst, um Dich von mir zu trennen, wird Dir keine Schwierigkeiten machen. Nicht einmal mich rufen lassen um anzufragen, ob ich in die Scheidung willige. — Wissen aber lasse ich ihn, daß mein süßes Töchterlein in ihrem Grabe so bald nicht vergessen werden wird, und daß ich der Erste sein will, der ihr Andenken feiert, indem ich hier vor Deinen Augen mein Arbekampfes mir ausziehe um es für immer abzulegen und so dahin zu werfen. Nimm es auf und zeige es dem Rabbi, wenn Du zu ihm gehst, um Scheidung zu erlangen. Es kann unserer Trennung nur förderlich sein. Der Rabbi wird Dir nichts in den Weg legen und nicht einmal nach meiner Zustimmung fragen. Du aber, sage in meinem Namen, daß mein Beispiel tausendfältige Nachahmung erwecken, und bald genug kein Arbekampfes mehr unter einem feinen jüdischen Oberhemde zu finden sein wird.“ —

Das Arbekampfes ist eine Art Brustlappen, der nach Vorschrift der Thora (welche es sich sehr angelegen sein läßt, wie der Jude sich kleiden, und was er tragen und

nicht tragen soll, ausführlich zu bestimmen) mit langherunterhängenden Baumwolllitzen versehen werden muß. Das Arbekampfes bedeutet demnach, ich befolge das Gesetz und die Zitzes sollen den Juden ermahnen, keusch und züchtig zu leben, weshalb sie auch weit bis an's Kniee reichen. Wer also sein Arbekampfes von sich wirft, der verleugnet das Gesetz und berechtigt seine Frau (damals nämlich), sich von ihm scheiden zu lassen, als von einem Manne der seine Zitzes nicht respectirt.

Lippmanns Prophezeihung sollte sich bald genug und ehe man sich dessen versah, erfüllen. Am folgenden Sabbat ging es auf dem Dreckwall (heute Altewallstraße) und Mönkedamm vergnügt und lustig zu In beiden Hamburger Straßen feierte die jüdische Selbstemancipation ihr erstes Freudenfest. Ob es in andern Judenstraßen und vielleicht auch in Altona nicht eben so festlich begangen wurde, darf ich weder behaupten noch verneinen. Mein Vater, der mir alles das erzählte, nannte mir nur diese beiden Nachbarstraßen. Er selbst wohnte auf dem Dreckwall und auch ich bin in Arkadien — oder mit Permission zu sagen: auf dem Dreckwall geboren.

Bekanntlich ist es den Juden streng verboten, am Schabbes sich mit Feuer zu befassen. Nicht einmal ihre Lichter zu putzen ist ihnen erlaubt und sie müssen eine Schabbesgoie dazu dingen. Heute aber saßen die wohlhabenden Großhändler auf ihren Beischlägen (Steinbänke zu

beiden Seiten der Haustreppe, deren es noch manche im alten Hamburg giebt) rauchten Taback aus langen weißen Pfeifen, hatten ihre Comfore mit brennenden Kohlen auf der Straße stehen um ihre Theekessel zu heitzen und brauten sich Punsch. Bis hierher hatte sich die Aufklärung zu Hause still verhalten, heute aber hatte sie sich in's Freie gewagt um das dritte Gebot umzustoßen: Du sollst den Sabbath heiligen. Früher konnte man auch wohl auf seinem Beischlag ein Glas Punsch sich reichen lassen. Aber die Schabbesgoie mußte es bereitet haben und präsentiren auf offener Straße, jedoch am Schabbes selbst beim Feuer gehen, war eine frevelhafte noch nicht vorgekommene Dreistigkeit. Aber Verbotenes schmeckt am Besten, und zu einem Gläschen Aufklärungs-Punsch seine erste Schabbespfeife: Fortschritts-Kanaster zu rauchen, muß ein großes Labsal gewesen sein. — Man ließ es dabei nicht bewenden. Handel und Verkehr kann nicht bestehen, ohne Gegenseitigkeit und der Großhändler spricht: „Für richtige Ablieferung richtige Zahlung, für richtige Leistung, ausbedungener Lohn. Es sei denn, man erklärt sich insolvent. — Der brave Lippmann hatte vor strenggläubigen Zeugen die schwere Buße standhaft und geduldig überstanden, und der Rabbi hatte ihm Absolution verweigert? Also hatte sein Rabbinismus bankerott gemacht.

Das war noch nicht Alles. Er hatte den armen Lippmann in den Bann gethan, weil er den Judenkindern Galches lehrte. Das war aber der Wille ihrer Väter,

welche über ihre Kinder zu verfügen haben. — Nicht der Privatlehrer, den sie ihnen halten. Diese waren die eigentlichen Schuldigen, an sie konnte er sich nicht wagen, denn sie waren hauptsächlich seine Ernährer. Mit einem armen Privatlehrer hatte er leichteres Spiel, indem er ihn mit seiner Frau entzweite, ein sterbendes Töchterlein mit dem Tode bedrohte und seinen häuslichen Frieden untergrub.

Das Galches steht als unreine Sprache dem Hebräischen Boschenkadosch (heilige Sprache) gegenüber. In dieser heiligen Sprache soll man zu dem lieben Gott beten, welcher sie versteht. Er spricht sie auch, und namentlich damals sprach er sie, als er sein sechstägiges Schöpfungswerk vollbrachte, um sich am siebten Tage einer göttlichen selbstgefälligen Schabbesruhe zu überlassen.

Die Aufgeklärten sagten: „Verfolgst du unser Galches, so machen wir uns nichts aus deinem Boschenkadosch. Und somit war es außer Cours gesetzt, auf Null reducirt, und ward den Kindern sogar verboten.

Das Geld hat die Herrschaft und ist die Blutcirkulation der Völker, Handel und Verkehr der Herzpulsschlag. Gleichstellung der Christen lautete der Wahlspruch und diese Selbstemancipation war eine Radicale.

Ob sie auch ihr Arbekampfes ablegten; Wer kann das sagen? So viel ist gewiß, daß die Großhändler, welche nach der Leipziger-Messe reisten, sich dort vieles er-

laubten und unter Anderem auch solches, wo ihre Zitzes ihnen im Wege waren.

Die Leipziger Centralmesse übrigens, war damals eine sehr interessante. Alles Neue und Amusante, Kunst oder Gaukelei präsentirte sich dort und machte Abends seine Geschäfte. Auch Frauen besuchten diese Messe gern, und ein gewisser Witzling, dessen Frau auch einmal mitzureisen verlangte, soll zur Antwort gegeben haben: „Liebes Kind, was soll ich vom Hause mitnehmen, was dort besser zu haben ist?“

Das Arbekampfes ist heutigen Tages das stille Abzeichen der Strenggläubigen von den Neuisraeliten. Letztere kennen es kaum noch dem Namen nach.

Heine, ich und andere Söhne aufgeklärter Familien haben nie ein solches getragen und auch nie an unseren Vätern erblickt. Doch erinnere ich mich, daß Strenggläubige die uns besuchten und von allen was man ihnen vorsetzte nichts berührten, weil unser respectives Haus nicht koscher genug war, aus frommer Coquetterie ihre Zitzes lang aus dem Hosenlatze herunterhängen ließen.

Es fragt sich sogar ob die neuisraelitischen Tempelprediger allesammt das Arbekampfes (welches wie gesagt unter dem Hemde getragen wird,) heute noch beibehalten haben. — Wer will das entscheiden? — So viel aber steht fest, daß kein einziger derselben Zucht und Ehrbarkeit

verleugnet, während doch christliche Geistliche in Hamburg wenigstens kleine Aergernisse gegeben haben.

Nicht wahr, geehrter Freund! Beide hier mitgetheilte, auf Thatsachen gestützte Traditionen contrastiren sich auf seltsame Weise. Sie sind noch nicht gedruckt. Ueberhaupt liebt der Jude nicht die Oeffentlichkeit, und die Aufklärung ist noch gar zu jung; der Parvenue, will nicht an seine Ci-devant erinnert sein.

Da, grausame Judenverfolgung. Hier, eigenmächtige Judenemancipation. Dort ein vermeintlich, abgeschlachteter Christenknabe, der wieder zum Vorschein kommt. Hier eine todtkranke Judentochter, welche vermeintlich von Rabbinerhexerei umgebracht wird. — Und welche futile Motive?

Dort ist es ein Henkeltöpfchen und hier sind es Brodkrumen, welche bedeutende Ereignisse veranlassen.

Ist das nun weltgeschichtlicher Humor oder confuser Menschensinn, der nicht unterlassen kann bald gehässige, bald thörichte Possen zu treiben?

Das zu bestimmen, würde sehr weitläufig sein und ich habe schon in diesem Briefe, das Maaß weit überschritten.

Fünfter Brief.



5.

Mein Gedächtniß hat mir einen bösen Streich gespielt. Entschuldigen Sie den so lange schon aus der Oeffentlichkeit Verschwundenen, dessen Selbstphantasie nicht immer aus ihrem eingefahrenen Geleise herausfinden kann. — Der Held meines vorigen Briefes hieß nicht Lippmann, sondern Naffanel Bamberger. Leider ist mir das heute erst eingefallen, und ich habe nachgeforscht in meiner Erinnerung, woher ich auf den Namen Lippmann gekommen bin.

Lippmann hieß der Hauslehrer bei einem weitläufigen Verwandten von mir in Altona. Er verliebte sich in eine niedliche Christenmagd, mußte aber, um sie zu heirathen, sich taufen lassen. Dadurch verlor er seine Brodstelle; allein der geschickte und wohl unterrichtete Mann, fand als Christ anderweitiges Auskommen und litt keine Noth.

Dieser Irrthum wäre heute noch leicht zu berichtigen, allein ich ziehe es vor ihn einzugestehen: damit sich noch ein drittes ähnliches Factum herausstelle. — Christliche Ju-

denverfolgung; rabbinische Galches-Verfolgung und jetzt auch: Aufgeklärte Meschumadim-Verfolgung. — Ein Viertes giebt es nicht und somit habe ich mein Thema erschöpft. Zu bemerken ist noch daß Rabbi Raphael Cohen der Großvater mütterlicherseits unseres vortrefflichen Gabriel Riesser war, der so viel um nicht zu sagen alles für die hiesigen Juden erwirkte. Mit mildem Sinn vollendete der Enkel was der strenge Großvater wider seinen Willen begründet hatte. Der Menschenwille muß auf Hindernisse stoßen, um zu erstarken und eine Nation bedarf einer schreienden Unterdrückung, um zur That zu schreiten.

Sechster Brief.

6.

Niemand ist ein Held in den Augen seines Kammerdieners und jegliche Größe verliert in allernächster Nähe ihren Nimbus. Heine und ich waren Jugendfreunde, und man vervollkommnet sich erst mit den Jahren. Heut bewundert man ihn in seinem Glanze. Ich lernte ihn in seiner jugendlichen Aufdämmerung kennen, wo wir beide noch sehr unreif waren. Unsere Blutsverwandschaft war nicht weit her, oder besser gesagt ziemlich weit her. Eine Verschwägerungs-Verwandschaft dritten Grades. Unsere Geistesverwandschaft lag noch weiter auseinander. Schwerlich kann es entschiedenere Antagonisten geben, als wir poetisch-gestimmten Vettern es waren. Doch blieben wir für's ganze Leben Freunde. Wir haben uns niemals entzweit. Im Gegentheil! — Wir halfen uns, wie und wo wir irgend konnten.

Als wir 1822 in Berlin studirten, war ich, der jüngere Vetter, ein unbedeutendes Muttersöhnchen, stets bei

Kasse, und er war schlecht situirt. Er hat mir das, als er erst im Glücke stand, überreich vergolten. Auf seinem Sterbebette noch, verpflichtete er seinen Bruder Gustav, für mich zu sorgen, welcher mich auch mehrere Jahre lang reichlich unterstützte.

Heine gehört zu den Wenigen, welche von Hause aus ihre Bestimmung fühlten, welche ihre Zeit verstanden, und von ihrer Zeit verstanden wurden. Wie oftmals ermahnte mich Heine, von meinem einsamen selbstbehaglichen Streben abzulassen, und ich würde mich jetzt anders, oder vielmehr weit besser stehen, hätte ich ihm folgen können. Doch wer seine Ueberzeugung verleugnet, handelt gewissenlos an sich selbst. Man lebt für seine Gesinnung und für seine Gesinnung opfert man sich auf. Wer aber ohne Beruf und nur Gewinnes halber seiner Zeit dienen will, erniedrigt sich zu einem Comödianten seiner Zeit.

Ich glaube wohlgethan zu haben, mich an die erste rechte Schmiede, das heißt an die Bühne selbst, zu wenden. So wußte ich denn doch, was ich war.

Heine wurde der ungezogene Liebling der Grazien und Musen genannt und ich spottweise der „letzte Romantiker“. Er war bestimmt für Andere und ich für mich selbst zu leben. Sagte ich ihm: „Es ist nun einmal meine Bestimmung“, so lachte er und sprach: das ist keine Bestimmung, das nenn' ich Schlemiehligkeit. — Ein schreckliches Wort. Unglückskind besagt zu wenig, der Schlemiehl ist nicht nur

zu seinem eigenen, sondern auch zum Unglück anderer geboren und steckt was ihm zu nahe kommt mit seinem Unglück an.

Gott sei Dank! Es war kein Prophetenspruch. — Ich darf mein Leben kein verlorenes nennen. Es gab Zeiten, wo man mich beneidete — mißbrauchte und plünderte. Ich aber ließ mich nicht irre machen. Freilich ist es traurig, im Alter gänzlich zu verarmen. So lange man aber noch sein Selbst bewahren kann, ist es kein Unglück zu nennen. Wäre es mir möglich gewesen, mich Heine's Richtung anzuschließen, so stände ich jetzt anders. Das heißt ungleich besser. Bei der Verschiedenheit unserer Ansichten that er sein Möglichstes für mich, 1826 stellte er mich in Hamburg Campe vor mit den Worten: „Ihm fehlt nur ein guter Verleger, so wird was aus ihm.“ In Berlin machte er mich mit Gubitz und Willibald Alexis bekannt. Beide sagten mir: „Sie sind von guter Hand uns warm empfohlen“. Sie nahmen mir ab, was ich liegen hatte und verlangten so viel ich leisten konnte. So ward denn aus mir ein Licht, wenn auch kein großes. Die Frauen lasen mich gern und damit begnügte ich mich.

In der Oeffentlichkeit konnte Heine nicht für mich wirken. Wer im Lichte steht, darf sich nicht mit Inconsequenzen bestäuben. Wer mit Geist, Witz und Scharfsinn begabt ist, wie Heine es war, und wer wie Heine seiner innerlich feststehenden Richtung unerbittlichen Gehorsam lei-

stete, hat keine Anerkennung rechts und links zu verschenken. Seine Aufmerksamkeit gehört den Gleichgesinnten an und nicht dem Widerspruche. — Dennoch that Heine bei der ersten Gelegenheit, welche sich ihm darbot auch in der Oeffentlichkeit sein Möglichstes für mich.

Anfangs des Jahres 1848, kurz vor der Febrauar-Revolution, erschien mein Schieflevinche. Es wurde versendet, konnte aber in einer so großartig aufgeregten Zeit nichts machen, außer, daß es in Hamburg, wo es schon früher ausgegeben war, alle jüdische Flüche über das harmlose Haupt des Verfassers beschwor. Zufälligerweise fiel es einige Jahre später Heine in die Hände und wie er sich darüber ausgesprochen, ist zu bekannt, als daß ich nöthig hätte es hier zu wiederholen. Das Wort Heine's brachte dieses Buch, welches für ein verlorenes gelten konnte, zu einem fabelhaften Ansehen und weil ich selbst der Meinung war, er habe eine Arbeit, zu der ich kaum zwei Monate gebraucht, bei Weitem überschätzt, ließ er mir durch seine Schwester, welche von Paris kam, bestellen: „Alles was sich zum Lobe dieses Buches sagen ließe, sei zu wenig.“ Der Neuisraelitismus sprach aus ihm. Schieflevinche nimmt den strenggläubigen Rabbinismus und das katholische Pfaffenthum schonungslos mit. Heine folgte seinem treuen gesinnungstüchtigen Herzen und zum ersten Male nach einer langen Reihe von Jahren, bot der ungezogene Liebling der Grazien und Musen seine Hand, dem letzten Romantiker.

Man sagt, ich hätte die Freundschaft, welche mir Heine erwies, mit Undank vergolten. Allein das ist Philistergeschwätz. Niemals ist es mir in den Sinn gekommen, Heine's Genialität und seine verdienstliche Wirksamkeit in Zweifel zu ziehen. Wenn ich auch zu seinen eifrigsten Verehrern eben nicht gehörte. Jeder ehrliche Widerspruch aber muß erlaubt sein, und Zeitungslob ist nicht die Münze in der man seinen Dank abträgt. Große Männer haben große Schwächen und der Neuisraelitismus war die Stelle wo Heine sterblich war, wo er sich vergessen, seine beißende Jovialität verleugnen, und alle Schranken überschreiten konnte. Ich will nicht leugnen, daß ich in den hallischen Jahrbüchern 1839 bei Gelegenheit der Shakespearfrauen ihn hart mitnahm. Ruge forderte mich zu solch einem Artikel auf, wofür er mir in einem Dankschreiben großes Lob ertheilte. Es ergab sich indessen, daß mein Artikel übel aufgenommen wurde, und ich hatte mich damit so zu sagen mißliebig gemacht. Nunmehr sagte auch Ruge, — er, der mich dazu verleitet, — „Ihr Artikel hat den Jahrbüchern mehr Schaden gethan als Nutzen gebracht.“

Gleichviel! Ich habe nichts zu bereuen. Man muß auch seinen eigenen Weg gehen dürfen. — Sagen Sie selbst: Mit welchem Rechte durfte der Verfasser des „Almansor“, den Verfasser des „Kaufmann von Venedig“ nach neuisraelitischer Elle messen? —

Heine und Immermann hielten in der Oeffentlichkeit

fest zusammen, und Letzterer schrieb ihm privatim, daß der Almansor einen tückischen Christenhaß athme. Eine Tragödie, deren Held schon bei dem Gedanken an dem Abendmahlskelch, schaudernd sich abwendet. — „Sie tranken Menschenblut!“ — Eine solche Tragödie vor einen Christgermanischen Publikum aufführen zu lassen, war jedenfalls ein Mißgriff. — Es wurde in Braunschweig aufgeführt — und der Rest sei braunes Schweigen. — —

Hatte der junge, soeben erst emporgekommene Neuisraelitismus seine Aufgabe schon vollendet? Fand er in Welt und Leben, nichts mehr zu bessern oder umzustürzen? Durfte er sich schon gemüßigt fühlen, auch die Bretter, welche ja bescheidentlich nur die Welt bedeuten, ebenfalls von allem, was nach Judenhaß schmeckt, rein zu fegen? — That er wohl, gleich bei einer höchsten, zweihundertjährigen Dichterautorität anzufangen? —

Shakespear's Dramen sind keine Tendenzstücke, wo der Dichter sich dem Publikum zu Liebe, einer vorherrschenden socialen Strömung unterordnet; wo er vermöge seiner Allmacht, die er innerhalb seiner Schöpfung alleinniglich ausübt, seine fingirten Personen als Marionetten seiner Willkühr behandelt; und wo diese, sogleich bei ihrem Auftreten, durch Sünd- oder Tugendhaftigkeit, zu Lohn oder Strafe sich qualificiren müssen, welche der Dichter zum Voraus schon über sie verhängt hat.

Wir Deutschen sind wahrlich zu gelehrt. — Wenn

wir von Shakespeare's Mädchen und Frauen hören, so fällt uns gleich ein, daß zu Shakespeare's Zeiten weder Mädchen noch Frauen die Bühne betreten durften. Erst nach dem Tode Shakespeare's trat zum erstenmal ein Frauenzimmer als Desdemona auf. Heine hat eine Vorgängerin gehabt, Madame Jameson, und citirt deren Werk „Moralische, praktische und historische Frauencharaktere.“ Diese schottische Dame hat sich präciser ausgedrückt als der deutsche Privatgelehrte. „Sieh da! mein Fräulein“ sagt Hamlet beim Empfang der Schauspieler; und wir wissen, es ist eine humoristische Anrede an den Knaben, welcher Mädchenrollen spielt. Denn Hamlet fügt hinzu: „Wie! fast um einen Kopf dem Himmel näher gerückt, hoffentlich hat eure Stimme, den reinen Goldklang nicht verloren.“ Mädchen wechseln die Stimme nicht, wenn sie heranwachsen. Ich citire diese Stelle, denn sie enthält eine Aeußerung des Shakespeare selbst über seine Frauencharaktere. Ja! es war eine keusche Bühne die Shakespeare'sche. Nur die Kunst der Darsteller ward gewürdigt und befugt, die Phantasie des Dichters zu verwirklichen, der prahlerische Decorationstand hatte sich noch nicht eingebürgert. Die Damen saßen maskirt in den Rängen und konnten nicht wie heut im vortheilhafteren Lichte und in brillanter Toilette ihre Reize zeigen. Alle störende Wirklichkeit wurde fern gehalten, damit die zarten Dichtervisionen sicher und ungetrübt sich offenbaren mochten.

Was sollen alle die zierlichen und gezierten Almanach-kupferchen mit den vollen bloßen Brüsten, diese Rosalinde, Viola, Imogen im koketten Knabenanzug, wo überall das Weib durchscheint? Sind es Shakspeare'sche Frauencharaktere und als solche zu erläutern? Wer erkennt sie, ohne den Namen darunter zu lesen? Und im angefügten Register heißen sie sogar Portraite! Portraite zu den Tragödien, Portraite zu den Komödien. Soll man glauben, daß die Shakespeare'schen Phantasiegestalten den englischen Zeichnern und Kupferstechern gesessen haben, um sich portraitiren zu lassen? —

Wie es scheint, ist dies Heine's ernstliche Meinung. Er sagt in der Vorrede Seite 26: „Nur im Fache des Portraits haben die Engländer Ausgezeichnetes geleistet, und zwar wenn sie das Portrait mit dem Grabstichel, also nicht mit Farben, behandeln können, übertreffen sie die Künstler des übrigen Europa. Was ist der Grund dieses Phänomens: daß die Engländer, denen der Farbensinn so kümmerlich versagt ist (zugemessen ist), dennoch die außerordentlichsten Zeichner sind und Meisterstücke des Kupfer- und Stahlstichs zu liefern vermögen? Daß Letzteres der Fall ist, bezeugen die nach Shakespeare'schen Dramen gezeichneten Portraite von Frauen und Mädchen, die ich hier mittheile und deren Vortrefflichkeit wohl keines Commentars bedarf." — Weinet Ihr deutschen Künstler! die Ihr so viel Skizzen, Contouren, Zeichnun-

gen und Bilder zu Shakespeare'schen Dramen so charakteristisch und kritisch zu ersinden Euch bestrebtet. Weinet wie Alexander, weil Achilles einen Homer fand, der seine Thaten besang. Weinet! weil die englischen Zeichner und Kupferstecher einen Heine haben, der jene Mädchen und Frauenköpfe erläutert. — Was mich betrifft, so wollte ich, ich wäre Mitarbeiter an einem Boudoirblatt oder Damenbazar oder Toilettenalbum, so könnte ich diese Stiche vielleicht mit Anstand als Portraite nach Shakspeare'schen Dramen empfehlen. Der Deutsche ist zu gewissenhaft, und vor Allem hat er ein literarisches Gewissen. Dies beweist selbst das junge Deutschland; in einer Nation, wo das literarische Gewissen so künstlich und absichtsvoll verleugnet werden konnte, da mußte es in der That vorhanden sein. Nur allzu gewissenhaft verleugnete das junge Deutschland dies Gewissen. — Ich habe meinestheils das Gewissen eines Kritikers an einer gelehrten Zeitschrift und kann allenfalls die Feinheit und Sauberkeit dieser Stiche loben, aber ich sehe keine Portraits Shakespeare'scher Frauen darin, und noch weniger sind es Kunstwerke. Aber es sind niedliche Schnupftabacks-Dosen-Deckel-Mädchen-Köpfe oder allerliebste Berliner-Porzellan-Fabrik-Pfeifenkopf-Frauen-Gesichter, welche ich dem Publikum nicht als Meisterstücke der Gravirkunst vorzulegen wage. Jenen Fabrikkünstlern aber sei es überlassen diese englischen Meisterstücke der

Zeichenkunst in die schnupfende und rauchende Welt einzuführen.

Wahrhaftig! ich erschrack, als ich am Schlusse der Vorrede folgende Stelle las. „Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication meinen heimischen Freunden eine Freude zu machen. Möge der Anblick dieser schönen Frauengesichter ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirn scheuchen! Ach, daß ich nichts Reelleres zu bieten vermag, als die Schattenbilder der Schönheit; daß ich euch die rosige Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man Euch die Gärten des Genusses versperrt, aber die Hand war schwach und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, daß dies vorlaut großmüthige Herz verstummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht. — Ihr seufzet?“ — —

Ei! gesetzt wir seufzten, gesetzt wir wären betrübt, daß die Heinische Großmuth uns den genußreichen Weltharem nicht zu erobern vermochte: so lassen wir uns doch nicht mit Bilderchen beschwichtigen, wie die Kinder. — Hätte es Heine gewagt, so dachte ich, die Verehrung des Shakespeare uns als Verbrechen auszulegen, weil er etwas ganz Anderes von uns begehrt? Und giebt er uns Mädchen und Frauenbilder in die Hände zum Spielen, zum Ergötzen, weil sonst nichts mit uns anzufangen ist? — Mein Argwohn war ungerecht, sehr ungerecht. — Heine spottet

wohl mit der Feder, nicht in der That. Dieser Spott wäre zu lakonisch gewesen, er hätte nichts, höchstens sehr wenig hinzufügen dürfen; aber er schrieb eine Vorrede, er schrieb eine Schlußrede, er schrieb Erläuterungen zu den Tragödiengesichtern, die Komödiengesichter ließ er unerläutert, denn am Ende hat er doch ein Haar darin gefunden. — Ach, diesmal hat er nicht gespottet, nicht einmal gespaßt, sondern höchstens oftgebrauchte Späße wiederholt! — Seine Erläuterungen kosteten ihm viel Mühe. Er bot alle Kräfte auf, sich einzubilden, er erläutere den Shakespeare, und diese Selbsttäuschung war Alles, was er erreichte. — Heine's Manier blieb Heine's Manier, man kennt sie, sie ist auch in diesen Jahrbüchern bereits charakterisirt. Shakespeare kennt man auch; man weiß, was Heine über Shakespeare zu sagen hat. Selbst, wo er seiner Weise nach abspricht, um ein Lieblingsthema zu reiten, reitet er nur ein altes, zur Genüge bekanntes Steckenpferd. Es ist immer traurig, wenn ein Spaßmacher selber zum Spaße wird. — Doch nein! ich will mich moderner ausdrücken und sagen: „Es ist zu beklagen, daß Heine's scurriler Geist diesmal nicht zu dämonischen Sprüngen aufgelegt scheint, oder: „der zerrissene Humor dieses weltkranken Dichters, scheint in der allgemeinen Unbehaglichkeit der Zeit zu versiegen, oder besser noch: „Heine's für die Menschheit so lange schon blutendes Herz hat endlich das

sarkastische Lächeln seines blassen Mundes in ein krampfhaftes Zucken umgewandelt.“

Wirklich, Heine hat Verdienste um uns. In der Schule wurden wir mit der Großheit und Würde der antiken Toga geängstigt, als Studenten schwärmten wir für die Harnische voll Zartsinn und Heldenmuth, — da trat er als Lyriker auf mit Frack und Vatermördern. Seine Muse war keine tragische, sondern nur eine mißmuthig vornehme und ein wenig großsprecherisch neben bei; sie war auch keine närrische Thalia, sie war witzig und spitzig, nebenbei ein wenig liederlich und ungezogen, aber mit Manier und Comfort. Er führte die Lyrik in's bürgerliche Leben ein, war kein Gott und kein Held, sondern nur ein Particulier, und seine Muse überraschte, je mehr sie er selbst war. Seine Lieder ironisiren meistens die Naturpoesie aus heimlichem Culturbewußtsein, dieses Bewußtsein ist aber so unvollkommen, daß die Gährung seiner Lyrik in Prosa umzuschlagen droht und nicht selten darin umschlägt. Daß auch gesittete Zustände, daß das gesellige Leben Wahrheit und Poesie haben; daß die sittlichen Gesetze ewig sind, wie die Naturgesetze, weil sie in höherer Bedeutung wieder Naturgesetze werden: das vermochte Heine nicht zu begreifen, wenn er es auch manchmal zu ahnen scheint. So blieb die Sphäre seiner Lyrik eine beschränkte und ihrem wesentlichen Grunde, der Auffassung des Lebens, nach eine bodenlose. Einstmals lebte E. T. A. Hoffmann,

der gespenstische Effectjäger, und professionirte Kunstenthusiast. Heine borgte ihm beide Manieren ab. Bald nimmt er die bleiche Gespenstermaske vor und träumt noch leerer ins Blaue hinein, als Hoffmann, bald geräth er in einen professionirten Enthusiasmus, der leider ein leerer ist, während der Kunstenthusiasmus Hoffmann's immer Sachkenntniß und unmittelbares Gefühl war. Diese beiden Manieren und sein Ich im modernsten Frack u. s. w. sind die Elemente, aus welchen er alle Schriften musivisch zusammensetzt, eine Ansicht, die durch diese Erläuterungen der Shakespeare Frauen ihre volle Bestätigung findet. Nur der kurze gediegene Styl, der aber jetzt leider gar zu französisch wird, die glücklich gewählten Ausdrücke und ein hin und wieder gelungenes Witz- und Wortspiel, — kurz die saubere und glatte Oberfläche nur versteckt die innere Zersplitterung und den Unzusammenhang. — Bisweilen blitzen wohl Poesie und Bewußtsein auf. Es sind aber Blitze; sie schwinden wie sie überrascht haben. Es ist als fürchte sich Heine vor dem poetischen Bewußtsein. Er will kein großer Dichter sein, den man mißverstehen könne. Er haßt die Einsamkeit des Geistes, um im Marktgewühl des Lebens zu glänzen und zu gelten. — Was konnte ihn irgend veranlassen als Erläuterer des Shakespeare aufzutreten? — Heine und Shakespeare, was haben sie gemein mit einander? Ich bemühe mich umsonst eine Aehnlichkeit zu finden, und sage ich: Beide sind Dichter, so spreche ich eben ihren Gegensatz

aus. Selbst die Presse, die beide Namen auf einem Blatte druckte, war zu Shakespeare's Zeiten eine andere; damals, kaum erfunden, strebte sie in kindlicher Pietät die Monumente der Kunst und Wissenschaft der Nachwelt zu erhalten. Heute macht sie gleichsam als moralische Person auf Rechte Anspruch und tritt handelnd in der Geschichte auf, sie hat keine Zeit an die Nachwelt zu denken, und die litterarischen Größen von heute, verlangen nicht ihren Schutz, um auf die Nachwelt zu kommen, sie sind nicht Clienten, — Advocaten der Presse wollen sie sein in der Gegenwart und für die Gegenwart.

Shakespeare's Größe ist eine mythische, seine Werke stehen auf dem Gipfel des Menschenmöglichen. Was es irgend poetisch Wünschenswerthes giebt, das hat er, was irgend als Höchstes zu erstreben ist, das giebt er. Nur Namen wie Homer, wie Ossian mögen neben ihm bestehen, und Beide sind mythische Personen. — Heine's Name ist kein mythischer. Seine Berühmtheit ist eine zweifelhafte und dürfte leicht eine Berüchtigtheit sein. Seine lyrischen Gedichte sind nicht zahlreich, sind die kürzesten, die es giebt, eine glückliche epigramatische Spitze ihr letztes, ihr höchstes Ziel. Man kann nicht weniger geben und ein Dichter bleiben. —

Shakespeare dichtete große Tragödien, Heine arbeitete kleine Anekdoten aus. Shakespeare's Muse überschaute alle Völker und Zeiten, Heine kam nicht aus der Gegenwart

heraus. Er mußte überall selbst hinreisen, um sehen und beschreiben zu können. — Shakespeare's Geschichts- und Weltweisheit sind eins und einig mit seiner Erfindungsgabe und halten sich in ihren hohen Flügen fest umschlungen. Heine entweder sah mit Augen und schilderte scharf und correkt, oder er träumte mit der Phantasie unsicher, schwankend ins Blaue. Shakespeare ist reich an Charakteren, Heine kommt immer auf dieselben Personen zurück, die ihm auffielen oder mit ihm in gutem oder schlechtem literarischen Vernehmen standen u. s. w. Shakespeare ist reich an Handlung. Heine zürnte einer Zeit, die an Bewegung arm war und ihm keinen Stoff bot. Shakespeare's Helden gehören den verschiedensten Zeiten und Himmelsstrichen an. Heine hat nur einen Helden, den Kaiser Napoleon, den er in Düsseldorf durch den Park reiten sah.

Aber die Feder, die sich dem Lobe des Kaisers Napoleon weihte, taugt nicht den einfach großen Dichter zu verherrlichen. Der französische Bulletinstyl verräth dem wahren Shakespeare gegenüber seine Ohnmacht. — Ja! Shakespeare's Wahrheit, die wir verehren und bewundern, ist die Klippe, an der alle Künste und Kunststücke dieses Erläuterers scheitern. Ueberall verräth sich die Hohlheit seiner Manier, die Unwahrheit seines Wesens. Hätte Heine nur einigermaßen sich selbst verstanden, so hätte der Name Shakespeare ihm klingen müssen wie Moskau und die Beresina dem Ohre Bonaparte's — Heine durfte Napoleon

den Weltheiland, die Memoiren des Las-Cases das Evangelium, die Kunststraße über den Simplon das ewige Standbild Napoleons nennen, und alle nachkommenden Generationen werden geboren, an dieses Standbild hinauf zu schauen und sich wieder schlafen zu legen. — Als Heine dies schrieb, hatte Napoleon noch zahlreiche Verehrer, die diesen Styl gerne lasen. — Auch Shakespeare hat heute seine Verehrer! Wer von ihnen mag aber, ohne zu lachen, folgende Phrase hören? — „Der Schauplatz seiner Dramen ist der Erdball, und das ist seine Einheit des Orts, die Ewigkeit ist die Periode, während welcher seine Stücke spielen, und das ist die Einheit der Zeit. Und der Held, der die Einheit des Interesses repräsentirt ist . . . . . die Menschheit.“ — Welche erhabene Hohlheit! Kann der Ort der Handlung etwa außerhalb des Erdballs, die Zeit außerhalb der Ewigkeit, das Interesse jenseits der Menschheit liegen! — Dies ist der Styl Heine's, und auf folgende Art ist er litterarhistorisch. —

Er gesteht ein, daß wir Deutschen den Shakespeare besser wie die Engländer und Franzosen verstehen! — Franz Horn's „Erläuterungen des Shakspeare“ fährt er fort, „sind jedenfalls die vollständigsten. Und doch nennt er Franz Horn einen Pietisten und seine Erläuterungen von fünf Bänden „ein Taufbad über den Kopf des großen Heiden.“ — Ich habe Shakespeare nie einen großen Heiden nennen hören; sollte er vielleicht hie und da

mehr Dichter als Christ sein, so geht das die ästhetische Kritik nichts an, und ist überhaupt eine überflüssige Frage. Unchristlich hat ihn aber selbst die pietistische Kritik niemals gefunden. Uebrigens giebt es wohl Sturzbäder über den Kopf, wo ist aber die pietistische Seite, welche Tauf-Bäder über den Kopf nehme? Die frühesten Taufen waren allerdings Bäder, auch in Rußland darf noch von Taufbädern die Rede sein. Eine Taufe aber als Sturzbad ist eine ganz neue Phantasie, durch die Heine vor dem Christenthum sich nicht bange machen zu lassen brauchte. Schlimm auch stünde es mit der deutschen Kritik, wenn die vollständigste Erläuterung des Shakespeare nur ein Taufbad über den Kopf eines großen Heiden, also kritisch so viel wie Nichts wäre. Und da wir besser wie die Franzosen und Engländer, die ihn so fleißig commentirt haben, den Shakespeare verstehen, so würde daraus folgen, daß Shakespeare bis heute noch gänzlich unverstanden ist, — was aber Heine nicht sagen wollte.

„Göthe" — fährt er fort — „hat nur in Shakespeare's Lobposaune gestoßen. Tieck und Schlegel haben dem großen Dichter nur die Hand geküßt," und wie die Späße weiter heißen, die wir kennen, die Heine hier nicht erfindet, sondern nur wiederholt, und deren Wiederholung nicht überrascht, weil wir sie erwartet haben. — Der Deutsche liebt die Spaßmacher, zumal wenn sie Litteraten sind; werden sie langweilig, so vergißt er sie, zu einer Ab-

rechnung kommt es nicht, sie mögen also sündigen so viel sie wollen. — Aber sie müssen Spaßmacher bleiben; Heine hätte es mit Shakespeare und seinen Commentatoren wie mit Kant, Fichte, Schelling u. And. in seinen Salons machen sollen. Von Salongesprächen nimmt die Wissenschaft keine Notiz, dort mögen wahrhafte Verdienste vogelfrei sein, dort mag er berühmte Namen — wie Romeo den seinigen, wenn er ihn schriftlich hätte, — zereißen. — Aber Heine will litterargeschichtlich sein, er will sich den Shakespeare-Erklärern zugesellen und seinen Namen in dies Register eintragen. — So wird denn aus seinem Spaß eine Lüge, die nur der Lügner selbst, weil er sie so oftmals wiederholt hat, am Ende glauben kann. Und meint Heine daß ihm die Franzosen glauben werden, so ist er der Verläumder der deutschen Litteratur. — Sein Terrorismus wird lächerlich, weil er auf Wissen und Verständniß Anspruch macht und von beiden himmelweit entfernt ist, und sein litterarischer Anhang kann ihn hier nicht schützen, denn er besteht aus jungen Belletristen und Politikern, die auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch haben, und deren Treue zu ihm wohl nicht so weit reicht, um sich gemeinschaftlich mit ihm zu blamiren.

So viel über das Litterargeschichtliche; ich komme jetzt zu Heine's Kritik. — „Der Wegweiser im Tower zu London zeigt der Verließ, wo Richard III. seine Neffen ermorden ließ, und sagt dabei: Shakespeare.“ Der Küster in der

Westminster-Abtei citirt Shakespeare, wenn er die Königsbilder auf den Gräbern erklärt. Selbst in Parlamentsreden wird Shakespeare citirt, er wird vom Parlament und von den Staatsbehörden als Dichter anerkannt. — Garrik und Kemble spielten in seinen Stücken, die immer noch gegeben werden, und in Berlin spielten der selige Devrient, Wolf und heut noch Bogumil Davison Shakespeare'sche Rollen: kurz Heine macht aus der Kritik einen Courszettel, in welchem Shakespeare's Dichterruhm noch heut al pari steht. Auch in der Musik steht er nicht schlecht. Romeo und Julie, Othello u. s. w. sind Tonschöpfungen, die Shakespeare veranlaßt. — Ja, über die französische Oper kann Heine schreiben. „Den Werth jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallenherzen Zingarelli's entsprossen, brauche ich eben so wenig zu loben, wie jene süßen Klänge, womit der Schwan von Pesaro die verblutende Zärtlichkeit Desdemonens und die schwarzen Flammen ihres Geliebten besungen hat.

Konntest du mich so betrüben,
Einen Anderen zu lieben!"

Entsetzlich schwarz sind die Flammen des Othello in dieser Arie, und tanzen läßt sich allenfalls auch danach. — Ich komme zu den Erläuterungen selbst. — Heine erstaunt, wie Shakespeare's historische Gestalten mit manchen Charakteren der heutigen Zeit Aehnlichkeit haben. Aber die Aehnlichkeit Bolingbroke's mit Louis Philipp hätte er nicht

nöthig gehabt durch so viele Verscitate darzulegen, zumal schon Willibald Alexis im Freimüthigen, 1830, Juliheft, Artikel: Zeitgenossen, Titel: Louis Philipp, König der Franzosen, solch eine Aehnlichkeit sehr rücksichtsvoll andeutete. Bei Constanze im König Johann spricht Heine über Madame Crelinger, die er in Berlin sah, und bleibt bei der berliner Bühne und in Berlin stehen, ohne wieder auf den Shakespeare zu kommen. Romeo's Liebe zu Julia hält er für dessen zweite Liebe; spricht über den Unterschied der ersten und zweiten Liebe, und kann am Ende nicht begreifen, warum Romeo für seine zweite Liebe stirbt. Desdemona vergleicht er mit der Kaiserin Tamara und mit einer orientalischen Mährchenprinzessin der 1001 Nacht, die sich auch in einen Neger verliebt. Und bei den großen Tragödien Hamlet, Macbeth, Lear stellt er endlich meteorologische Betrachtungen an. Er meint, im Lear haben der Genius den Dichter hingerissen, und daher das böse Wetter. „In Macbeth" — so lauten Heine's eigene Worte — „blüht uns eine sanfte, befriedigte Natur entgegen, stille Schwalbennester kleben an den Fenstern, wo die blutigste Unthat verübt wird. Ein freundlicher schottischer Sommer, nicht zu warm, nicht zu kühl, weht durch das ganze Stück. Ueberall schöne Bäume und grünes Laubwerk, am Ende kommt ein ganzer Wald heranmarschirt. — Auch im Hamlet contrastirt die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung." Ophelia nämlich hat Blumen und Kräuter und windet

grüne Weidenkränze. „In Lear herrschen keine solchen Contraste zwischen der Handlung und der Natur, die entzügelten Elemente heulen und stürmen um die Wette mit dem wahnsinnigen König.“ — Glücklicher Heine! Du hast so viel Naturgefühl, daß du keine Natur mehr brauchst und keinen Frühling; wo in einer Dichtung dir etwas Grünes begegnet, kannst du Hamlet, Macbeth, Lear vergessen des Grünen halber. — So durchschwärmt der grüne Erklärer Shakespeare's das ganze Gebiet seines Wissens, seiner Erfahrung, seiner Erinnerung, seiner Lectüre — bis er sich endlich auf Shakespeare einläßt. — Welch ein Stück mag das sein, wo Heine über Shakespeare etwas zu sagen weiß, — viel zu sagen weiß? Denn die Vorrede beträgt 27 Seiten, 16 Tragödien werden auf 100 Seiten besprochen, von denen 33 der Kupfer halber leer bleiben und die übrigen 67 mit Allotrien, wie wir gesehen haben, und mit Citaten angefüllt ist. Zu sämmtlichen Komödien hat Heine kein eigenes Wort hinzugefügt. Nur über ein Stück hat er 25 Seiten geschrieben. — Welches Stück? Der Leser rathe einmal. Dieß Buch enthält keine Geheimnisse, und ohne es gelesen zu haben wird man wissen, was Heine über Shakespeare zu sagen hat. — Ich will dem Leser das Rathen erleichtern. Ich will die ersten Zeilen der Vorrede hierher setzen. — „Ich kenne einen guten hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war.“ — Ueber

welches Stück also hat Heine 25 Seiten schreiben können? — Ganz richtig! über den Kaufmann von Venedig. — Wer sagt noch ferner, daß Heine ein Schalk gewesen sei, daß er sich hundert Mäuselöcher offengehalten, um der Kritik zu entschlüpfen? — Er war der ehrlichste Litterat von der Welt, mit der Naivheit und Unschuld eines Kindes gab er sich bloß. — Man höre nur. Er behauptet, der Kaufmann von Venedig sei ein Trauerspiel, kein Lustspiel. Shylok stirbt, wenngleich hinter der Scene, er stirbt, folglich ist's ein Trauerspiel, und Jessica, so wie Portia folgen auf Julie, Cordelia und Desdemona als tragische Gestalten, denn sie erscheinen in einem Stück, wo Shylok stirbt. Ja, diesmal ist Heine ehrlich! diesmal will er nicht ärgern, vielmehr er ärgert sich. Shakespeare muß es büßen, daß er es wagte, einen Juden auf die Bühne zu bringen, und doch ist die Schilderung so wahr, daß dem Shakespeare nicht viel anzuhaben ist. — Heine meint, „Shakespeare hegte vielleicht Absicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gedrillten Wehrwolf darzustellen, ein verhaßtes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt und dabei seine Tochter und seine Ducaten einbüßt und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet steht höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in Shylok trotz der grellen Fratzenhaftigkeit die Justification einer unglücklichen Secte aussprach." Aber Shakespeare ist der Dichter nicht, mit dem der Genius durchgeht, den der Welt-

geist zwingt eine Justification zu schreiben, wo er einen gedrillten Wehrwolf darstellen will. Solch ein Dichter und solch ein Geist ist Heine, der eine Erläuterung über Shakespeare schreiben will, in ihm aber nur einen Judenfeind sieht, gegen den er diese unglückliche Secte in Schutz nehmen muß. -- Wie Don Quixote im Puppenspiel die christliche Prinzessin von Mauren entführen sieht, sich auf die Bühne stürzt und die armen unschuldigen Puppen massacrirt, so stürzt Heine auf die Charaktere im Kaufmann von Venedig los, um sie mit der Feder möglicherweise zu vernichten. — „Alle Charaktere, die dem Shylok feindlich gegenüberstehen, sind nicht werth, demselben die Schuhriemen zu lösen. Der banquerotte Antonio ist ein weichliches Gemüth, ohne Energie, ohne Stärke des Hasses und also auch der Liebe; ein trübes Wurmherz, dessen Fleisch wirklich zu nichts Besserem taugt, als „„Fische damit zu angeln.““ Die abgeborgten 3000 Ducaten stattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück.“ In der That höchst tragisch.

„Bassanio ist ein Glücksritter.“ Diese Bemerkung ist schon älter.

Was gar den Lorenzo betrifft, so ist er der Mitschuldige eines der infamsten Hausdiebstahle, und nach dem preußischen Landrechte würde er zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilt, gebrandmarkt und an den Pranger gestellt werden. — Oder sollte etwa gar Lanzelot als Repräsentant des

Christenthums gelten? Sonderbar genug hat sich Shakespeare über letzteres (über das Christenthum) nirgend so bestimmt geäußert, wie in dem Gespräche Lanzelot's mit Jessica. — — Das Christenmachen wird den Preis der Schweine steigern, wenn wir alle Schweinefleischesser werden, so ist in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben. — Also die harmlosen Späße Lanzelot's sollen Shakespeare's Christenthum sein. — Armer Heine! Deine Feder ist nicht einmal die Lanze Don Quixote's, du vermagst kein Wort Shakespeare's auszustreichen, und was dich ärgert, wird nach wie vor alle Welt entzücken. — Dennoch glaubt Heine schon gesiegt zu haben, er stimmt seinen Triumphgesang an, wirklich er will die Deutschen nicht schelten, indem er sie Juden nennt. Er will sie loben und findet kein höheres Lob für eine Nation, als indem er sie den Juden gleichstellt. Er spricht es klar aus, das ehemalige Palästina sei ein orientalisches Deutschland gewesen, und Deutschland sei ein modernes Palästina! „Aber nicht blos Deutschland trägt die Physiognomie Palästinas, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Ich sage e r h e b t s i c h, denn die Juden trugen schon im Beginn das moderne Princip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet" (S. 149). — — Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäa's entsprossen, und Christus, der trotz dem Mißmuthe des früher erwähnten Hamburgers

ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums gestiftet. –

Aber siehe! dicht hinter dem Siegsgesang des jüdischen Kosmopolitismus, dem ganz Europa huldigt, folgt Portia's Bildniß — sehr unbedeutend als Zeichnung und als Stich. Aber Portia doch, und Heine muß etwas über Portia sagen. Was kann er ihr vorwerfen? Sie ist in jeder Hinsicht reine Poesie. Soll er sagen, daß sie eine Jüdin ist? Es ist unmöglich etwas Jüdisches in ihr zu entdecken. In der Verlegenheit ruft er Madame Jameson mit ihrem Werke „Moralische, poetische und historische Frauencharaktere" zu Hilfe. — O Heine, warum trautest du dieser Bundesgenossin nicht, sie ist correcter wie du! — Und richtig, Heine läßt sich von dieser Dame in Portia's Feenpalast und elysäische Gärten locken und muß die Poesie anerkennen, flüchtet sich aber gleich wieder nach dem mercantilischen Venedig, geht dort in die Synagoge, wo die Juden das große Versöhnungsfest feiern, dort predigt er seinen Kosmopolitismus gegen den Ceremoniendienst. Endlich findet er Shylok, der immer noch Jessica, mein Kind, jammert. Ihm erzählt er zum Troste, daß ein Herr von Shylok zu Paris von Sr. katholischen Majestät den Isabellenorden empfangen, welcher gestiftet wurde, die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu feiern. — Dieß ist der letzte Blitz, der letzte Knall, der Rest ist Schweigen, sagt Hamlet. Zu den Komödienportraits hat Heine nur Shakespeareverse citirt, nichts

Eigenes hinzugefügt. Am Schlusse will er über Shakespeare's Lustspiele im Allgemeinen reden, er meint aber, das wären Kunstwerke, welche von Franzosen unmöglich verstanden werden könnten. Nur ein französischer Elephant hat diese Lustspiele am zartesten aufgefaßt, der schwerfällige Guizot, und dieser Elephant wird citirt, die Lustspielmuse Shakespeare's deutlich zu machen. — So schließen diese Erläuterungen, welche nach allem bisher Gesagten eine der originellsten Litteraturthorheiten sind, die es irgend giebt. Wenigstens seit langer Zeit hat sich keine Thorheit so dreist und großartig hingestellt als Heine's jüdischer Kosmopolitismus und als die abgedroschene Hohlheit dieser Erläuterungen, die nur Heine's ausgepumpten Witzborn, keineswegs den Shakespeare erläutern. — Ja, diesmal war Heine redlich. Er giebt sich, wie er ist, und sagt mit aller Unwahrheit nur die Wahrheit; daß er nichts mehr zu sagen hat.

War Shakespeare in Betracht des Kaufmanns von Venedig ein Judenfeind, so war er im selben Stücke, in Betracht des Prinzen von Marocco, ein Türkenfeind und in Betracht des selbstgefällig hochmüthigen Granden, ein Spanierfeind. Eben so gut konnte er in Betracht all seiner andern Dramen als ein Feind aller Nationalitäten, mit Ausnahme der Brittischen und als Feind aller Confessionen, mit Ausnahme der Katholischen angesehen werden.

Haß und Feindschaft, (erlaube ich mir hinzuzufügen)

gehören in keine Schöpfung, auch nicht in die poetische, die ideal=menschliche. — Wer hasset und befeindet seine eigene Geschöpfe? Shakespear's Dichtungen sind das Werk stiller Liebe und einsamer Begeisterung.

Merkwürdigerweise stellen unsere ersten Mimen den Shylok als einen Schreier für jüdisches Menschenrecht dar, weil's eben zeitgemäß ist. Shylok hasset den Antonio, der seinen Wucher stört. Seiner einzigen Tochter und seines lieben Geldes beraubt, und nachdem er ihn bis auf's nackte Leben ausgeplündert, bleibt ihm nur noch ohnmächtig jüdische Rachlust über, und Rache ist sein Refrain in der Gerichtsscene, womit er sein zermalmendes Schicksal über sich beschwört. Somit haben Sie Neuisraelitismus der Bühne! — Neuisraelitismus der Presse! — Gegenfüßler auf äußersten Polen! — Hier Judenemancipationsgeschrei! — Dort Judenunterdrückungsgeschrei, und beides um den Kaufmann von Venedig? — Sollte die Wahrheit in der Mitte liegen, wo wäre sie zu finden, wenn nicht in dem Neuisraelitismus? Im Shakespeare ganz gewiß nicht. — Zu Shakespears Zeiten wurde in Venedig der Jude angespien, und mußte den gelben jüdischen Schandfleck auf der Brust tragen, eben da, wo so mancher heutige Neuisraelit seine Orden trägt. — Mit Recht also frage ich, wie kömmt der brittische Saul, welcher jedermann um eine halbe Kopfeslänge überragte, unter die neuisraelitischen Propheten?

Doch will ich mich selbst nicht der Animosität schuldig machen, der ich Heine zeihte.

Ich leugne nicht den Fortschritt der Zeit. — Jesus Christus sagt: Von den Juden geht das Heil aus. — Erlauben Sie mir hinzuzufügen: „Von dem Neuisraelitismus geht Neuzeit aus, wie das deutsch-nationale Selbstgefühl, welches heute kaum noch einer Wurzel entkeimt ist. Wenigstens bis hierher waren die Urheber deutscher Volksbildung, wie unreif dieselbe auch noch sein mag: zwei getaufte Neuisraeliten. — Heine und Börne. — Ich werde noch öfter auf den getauften Neuisraelitismus zurückkommen müssen.

Siebenter Brief.



7.

Die Majestät Friedrich Wilhelm III. war kein sonderlicher Judenfreund. Zuerst verbot eine Cabinetsordre den Juden, Namen zu führen, welche irgend einer adeligen Familie angehörten. Der große Napoleon hingegen befahl den Juden, sich gehörige Familiennamen beizulegen, denn wenn eine ganze Compagnie Cohen und Levy heißt, so ist kein Apell möglich. In Preußen waren die Juden ebenfalls militairpflichtig, aber sie mußten zu Cohen und Levy zurückkehren, und sich mit ihren Unterofficieren deshalb abfinden.

Ferner geruhte die preußische Majestät den neuisraelitischen Tempel schließen zu lassen. Es war ein freier Gottesdienst ohne, oder wenigstens, mit nach Willkühr beibehaltenen Dogmen. Glaubenszwang, wie ich schon bei Rabbi Raphael Cohn von Altona bemerkte, bewirkt das Gegentheil von dem, was man bezweckte. Die Tendenz des Neuisraelitismus war, sich an Sprache, Sitten

und Bildung den Christen gleich zu stellen. Die Tendenz des Tempels war, schwachen Seelen, die sich scheuten, trotz aller Leiden und Unterdrückung den finstern Glauben ihrer Väter zu verlassen, ein helles Asyl zu eröffnen, mit einer glücklichen Aussicht, auf bisher für Juden verbarrikadirte Erwerbszweige, Rechte und „Aemter“! — Der erste Tempel konnte an keinem unglücklicherem Orte entstehen, als eben in Berlin. In Berlin giebt es keine schwache Seelen, welche Erwerb, Rechte und Aemtern aus dem Wege gehen. Berlin ist nicht die Stadt der Vorurtheile und am wenigsten die der religiösen.

Auch Majestäten können sich in ihren Mitteln zu frommen Zwecken vergreifen. Von dem Verbote des bequemen Tempelgottesdienstes hieß es: „Was thue ich mit Aufklärung uud Bildung und wenn ich noch so geschickt bin, und statt „Guter Gott!“ sage: „Juter Jott“, was gewinne ich damit für Rechte? — Der gerade Weg ist der beste. Mit einem Tröpfchen Wasser auf dem Kopf bin ich den Christen gleichgestellt; und brauche nichts Neues zu lernen und kann mauscheln wie meine Väter und Vorväter gemauschelt haben, und bin ein Christ, wie alle andern Christen, und alle andern Christen sind nicht mehr als ich.“ So urtheilte der Mittelstand. Mit dem Gelde war es ein Anderes. Das Geld ist universell und man fragt nicht: „Weß Glaubens bist du und von welcher Gesinnung“, sondern: „Was wiegst du?“ — Mit dem Gelde blieb es beim Alten. Mit Ausnahme des großen Banquiers Lübke, eines überaus braven

Mannes, nur daß seine Sprache seinen Uebertritt nicht rechtfertigte.

Eine empfindliche Kränkung indessen erlitt der Neuisraelitismus, durch den Uebertritt Abraham Mendelssohns. Sohn des berühmten Philosophen, Moses Mendelssohn, Günstlings des Friedrichs des Großen. Zugleich auch Vater des gediegenen Felix Mendelsohn-Bartholdi, des gelehrtesten Musikers seiner Zeit. Er glaubte es der Zukunft seines musikalischen Wunderkindes, der schon zu dreizehn Jahren hochberühmt war, schuldig zu sein, die im Sarge schlummernde jüdische Glorie seines Vaters zu verleugnen! Und wer kann ihm das verargen? — Friede dem verewigten Verdienste, und der jungen Tapferkeit neue Wege gebahnt!

Die ehrenvolle Vergangenheit bleibt dem Familiennamen. Mögen Frische Kränze neu ihn schmücken!

Nach Schließung des Tempels erwachte der neuisraelitische Stolz wieder, und nunmehr hieß es: „Wir sind nicht mehr die Juden von ehemals! Bildung und Aufklärung wollen frei und unabhängig sein, und daß sie keine christlichen Privilegien sind, beweist („handgreiflich“ wie die alten Rabbiner die aegyptische Finsterniß bezeichen) ein allerhöchster Befehl, der uns in's veraltete Stockjudenthum zurückzwingen will, wenn wir uns auf die uralte christliche Bekehrungssucht nicht einlassen wollen.“ —

So bewirken Zwangsmaßregel wider Glauben und Gesinnung stets das Gegentheil von dem, was man damit beabsichtigt. Was ich schon bei Gelegenheit des Rabbi

Raphael Cohen bemerkt zu haben glaube. — Gleichviel! Berlin war christlich in jüdisch-altonaische Fußtapfen getreten. —

Als Surrogat für den geschlossenen neuisraelitischen Tempel, bildeten sich allerlei Gesellschaften und Vereine, welche für Christen, wie auch für getaufte Juden unzugänglich waren. Zum Beispiel die Gesellschaft der Freunde (wurde ausgesprochen „Freinde",) welche sich in einem Gartensaale der neuen Friedrichsstraße versammelte: Kaufleute des Mittelstandes, welche sonder irgend welche Tendenz, mit Karten oder Kegelspiel die Zeit tödteten, und auch mit Frauen und Töchtern sich an dem christlichen (treifanen) Buffet oder Küche des Oekonomen erlabten.

Die Consegnie lautete streng. Ein Jude, dem eben nicht „Schmah Jesroel" auf der Stirn geschrieben stand, (er hatte keine Judenphisiognomie) wollte ebenfalls hinein. Allein der gewissenhafte Portier fragte ihn — „Verzeihung mein Herr, sind Sie ein Jude?"

„Wie ha—ißt?" lautete seine Antwort in singendem Tone.

— „Ach gehen Sie nur in Gottes Namen zu!"

Ein strengerer, oder wenn Sie wollen, tendenziöser Verein, bestand aus geistreichen und gelehrten, nebenbei auch reichen jungen Leuten. — Ein Widertäufer-Verein, wohlgemerkt, ohne „e." — Die Mitglieder verpflichteten sich, die Taufe unter allen Umständen zu meiden.

Es fehlte in Berlin durchaus nicht an jüdischen Capacitäten aller Art, und was sich durch Talent und Fähigkeiten auszeichnete, galt — weil durch den Schluß des Tempels der Neuisraelit auf seine persönliche Bildung, Aufklärung und Fähigkeiten reducirt war — für eine „Zierde seiner Nation.“

Alle Mitglieder dieses Vereins waren dergleichen Zierden, und oben an, als Präses, stand: „Doctor Eduard Gans.“

Denken Sie! — Er aspirirte auf einen Lehrstuhl der Jurisprudenz, wozu er aber als Jude nicht befähigt war, insofern er den akademischen Eid nicht leisten konnte. Indessen protegirte ihn Fürst Hardenberg, und sicher that dieser humane Staatsmann das Mögliche für seinen Schützling. — Seine Majestät aber: „Liebte nicht Neuerungen!“ — Hardenberg starb. — Somit sah sich denn die juridische Zierde seiner Nation, um seine kräftige Stimme, und seine schreiende Rechtsweisheit, in akademischen Hörsälen auszugeben, zur Taufe genöthigt. Er sträubte sich auch nicht dawider. Denn wer sein Recht gebraucht, verletzt niemanden, und muß er es, wenn es ihm nicht angeboren ist — sich erwerben.

Die Taufantipathie in Berlin ward dadurch bis auf's Aeußerste gesteigert; und als ich in einer Damengesellschaft aus Burschikosität einmal zu äußern wagte: „Ein König darf mit religiösen Herkommen nicht willkührlich umgehen, denn was er einer unberechtigten Secte gewährt, entzieht

er der herrschenden Landes-Confession. — Jacob II brachte sich durch die Indulgenz-Bill um drei Königreiche." — Darüber fing eine verheirathete Frau zu weinen an und rief in Thränen: „Sind Sie ein Hamburger, ein Jude, ein Student und können es einem Könige verzeihen, daß er einem verdienstvollen Gelehrten Zukunft und zeitgerechte Thätigkeit versagt, um ihn zur Taufe zu zwingen?"

Hätte ich damals die Geistesgegenwart gehabt, wie heute, ich würde erwidert haben: „Um das Hamburger Bürgerrecht zu erlangen, giebt es für den Sohn des Israeliten auch kein anderes Mittel als die Taufe." Eine zeitgerechte Wirksamkeit ist nicht Sache des Einzelnen. Nachdem der Jude selbst von seinen Herkömmlichkeiten sich losgesagt und Rechtsmittel und Protectionen, in Ostentationen wider die höchste Staatsgewalt erschöpft hat, sei der Jude auch ein guter Bürger. Das Beispiel, welches Doctor Gans zu Berlin gegeben hat, wird zu Hamburg Nachahmer finden.

Daß auch Heine diesem glänzenden Berliner Lustspiele folgte, brauche ich wohl niemanden zu sagen. Er selbst hat seine Taufe niemals verleugnet, und giebt auch an wie leicht und billig sie in Eppendorf zu haben war. Dagegen aber hatte er bei jeder Gelegenheit seine christlichen Ueberzeugungen auf's entschiedenste öffentlich in Abrede gestellt. Auch noch auf seinem Sterbebette.

Ich habe diesen Verein niemals besucht, kenne ihn daher auch leider nicht in Pleno, doch begegnete mir kürz-

lich der Talmudist derselben, und nach dem Wenigen, was er mir flüchtig angab, muß derselbe weit mehr bedeutet haben, als sich aus Heine's Ermahnungen entnehmen läßt. Der Banquir Moser z. B. hielt Vorlesungen über Schach und ferner gehörte auch ein perfecter Grieche dazu, dessen Name mir leider entfallen ist. Indessen habe ich von meinem alten talmudischen Bekannten vollständigere Auskunft zu erwarten, die ich sorgfältig auffammeln werde um sie Ihnen zu überliefern.

Bei der Familie Gans war ich eingeführt. Rubo traf ich bei meinem Verwandten, und andere Mitglieder dieses Vereins bei dem Präsidenten und geheimen Finanzrath Jacobsohn. Dieser überaus freisinnige und mildthätige Herr, war der erste mecklenburgische Gutsherr, welcher auf seinem Grundbesitz die Leibeigenschaft aufhob. — Er selbst, wie sehr er auch den Neuisraelitismus begünstigte, hielt sich streng am Alten. Vielleicht seiner schönen Frau halber, welche kaum die Zwanziger überschritten haben konnte, während er ein Siebziger war.

Als ich ihm mein offenes Empfehlungsschreiben überbrachte, lud er mich für alle Sonntage zu Tische, mit dem Bemerken: „Wenn es mir einfiele zu schwänzen, so würde er mich mit Gensdarmen holen lassen.“

— Frau Präsidentin erschien mit einem dreijährigen Knaben an der Hand und ich beging den entsetzlichen Fehler zu fragen: „Ihr Enkel?“

„Herr! Was denken Sie von mir? Mein Sohn! —

Ich kann Ihnen aber auch Enkel von schwererem Kaliber vorstellen.“ —

Er war ein Freund der Tafelfreuden und heiterer Gespräche, und junge Gelehrte und alte geistreiche Christen waren an seiner üppigen, rein koscheren Tafel willkommen. Die Unterhaltung war leicht, lebhaft und vielumfassend ohne Pedanterie. Ein einziger Christ fehlte an keinem Sonntag. Das war der Philantrop Professor Warzeck. Wie er zu dem Titel Philantrop kam, weiß ich nicht. Er nannte sich in öffentlichen Blättern nicht Professor, sondern nach seiner Wohlthätigkeitsanstalt in der Ulrichstraße (spätere Warzeckstraße), „Vater von 360 Kindern der Straße und Tröster der Wittwen, welche bessere Tage gekannt.“ Er spielte in dieser Gesellschaft eine traurige Rolle und gab vermöge seines Wohlthätigkeitsgewissens, in welches er sich fest eingesponnen hatte, häufig Anlaß persiflirt zu werden. Unter anderen schilderte er gern die raffinirten Reinlichkeitsanstalten seiner 360 Kinder der Straße und Krankheitszustände der Wittwen die bessere Tage gekannt. Die junge Präsidentin sagte oftmals: „Herr Professor! Ich kann dergleichen bei Tische nicht hören! Wollen Sie mich vertreiben?“ Alsdann aber gerieth er erst recht in Details und lud die Präsidentin ein, sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. — Nach dem Caffee wurde Schach und Billard gespielt und dann empfahl sich der Professor. „Grüßen Sie Ihre Töchter der Straße“ sagte einmal der Präsident, „und wenn sie reif sind, schicken Sie sie zu mir.“

Warzeck erwiderte: „Jeder bestelle seinen eigenen Acker“ und deutete auf die hochschwangere junge Präsidentin, welche über und über roth wurde.

Warzeck starb bald darauf. Der König und die Prinzen schickten ihre Equipagen dem endlosen Leichenzuge nach und der Nachruf, den Heine ihm nachsandte, lautete: „Sagt Alles in Allem. Er war ein altes Weib. Wir werden seines Gleichen noch oftmals wiederfinden“.

Nach Warzeck's Tode glaubte ich wohlzuthun, mich aus dieser Gesellschaft langsam zurück zu ziehen. In dieser lebhaften und geistreichen Gesellschaft konnte ich armer krasser Fuchs nicht fortkommen und mußte eine stumme Person spielen, es sei denn, daß man mich anredete. Am Ende hätte ich noch den Nachfolger Warzeck's abgeben müssen.

Heine traf ich weder bei dem Präsidenten noch bei der Wittwe Gans, noch sonst in einem Familien- oder Damenkreise. Sein Wesen war ein vornehm gleichgültiges und zurückgezogenes, welches er auch nachmals beibehielt. Seiner Ansprüche sich bewußt, respektirte er auch andere Ansprüche. Er hielt sich nur zu seinen Gleichgesinnten und ausnahmsweise zu mir, der ich nicht die mindeste Sympathie für den Neuisraelitismus hegte.



Achter Brief.

٢٠

8.

Als wir uns 1822 in Berlin wieder sahen, hatten wir uns gleichsam schon verlobt mit unseren Musen. — Doch nein, Heine feierte mit der Seinigen schon die Flitterwochen. Er hatte seine Sporen bereits verdient, und sie das „Ja!" für immer ihm gegeben. Sie hat es treu gehalten bis zu den letzten Augenblicken seines Lebens. Er gehört nunmehr zu den berühmten Todten und sie ist verwittwet. Eine zweite Heirath, welche sie mit einem gewissen Manstein einzugehen trachtete, soll wieder zurückgegangen sein, wenigstens erlitt sie beträchtlichen Einspruch und jetzt hört man nichts mehr davon.

Denke ich an unsere glückliche Jugend zurück, so kann ich nicht umhin, wie alle Greise, die gute alte Zeit zu loben. Jetzt ist eine dritte Generation um uns Männer aus dem vorigen Jahrhundert erblüht, welche keine Ahnung von solch erster Liebe hat, wie wir sie fühlten. Die Musen sind welk, alt und häßlich geworden, man kann nicht mehr

für sie schwärmen. Man lebt nicht mehr für sie, sondern von ihnen. —

Heine war damals eben so gut wie alle anderen Romantiker. Hoffmann war damals der liebe Sohn, an dem man sein Wohlgefallen fand und dem man nachahmte. Auch er träumte in seinen ersten Liedern hie und da von mitternächtlichem Grausen und Gespenstern, und ich schrieb Phantasiestücke in Callocks Manier.

Gleich am ersten Tage unserer erneuerten Bekanntschaft wurden wir befreundet und vertraut und Heine lud mich ein das steife „Sie" zu lassen und uns „Du" zu nennen, wie es Vettern zieme. — Schmollirt haben wir nicht, denn ich war crasser Fuchs und Heine durchaus nicht burschikos.

Wenn Heine zu mir kam pflegte er sich auf das Sopha zu legen und über Kopfschmerzen zu klagen. Es war einmal seine Art so.

An einem Abend, den ich nie vergessen werde, sagte er — „Fuchs! Du schreibst! Meinst Du, daß ich Dir das nicht längst angesehen habe? Sei nicht verschämt, lies mir eins von Deinen Jungfernkindern vor." Ich that es. Heine hörte aufmerksam zu, verbesserte manchen Ausdruck, manche Wendung, sagte auch hie und da Bravo, ächter Naturmystizismus! Zuletzt rief er mit einer Lebhaftigkeit, zu der er sich nur selten hinreißen ließ. „Gut! sehr gut! das Beste was in neuester Zeit geschrieben wurde, mit Ausnahme von dem, was ich geschrieben habe!"

Als Schüler von Gurlitt, war ich aufs lateinische und griechische Alterthum einexercirt und alle Romantik galt für Allotria. — Denken Sie wie schmeichelhaft diese Aufmunterung meines anerkannten und competenten Herrn Vetters, welcher bei dem Herrn Professor=Cavalier A. W. von Schlegel zu Bonn gehört hatte, mir war, und er fragte mich sogár: „Willst Du das nicht drucken lassen?“ — Das war noch nicht alles. Er war an diesem Abende ungewöhnlich lebhaft und trug mir von seinen neuen, noch ungedruckten Gedichten einige vor, die ich in gläubiger Verehrung dahin nahm. Es war der erste Abend, wo ich mit einem Poeten, poetisch gestimmt, conversirte. Nachdem dachte ich anders darüber.

Willibald Alexis bestätigte: „Berliner=Conversationsblatt von 1835“ in einem Artikel welcher durch drei Nummern ging: daß Heine der erste war, der mir Aufmunterung gab.

Neunter Brief.



9.

Geehrter Herr!

Den Brief, den einzigen, den Heine an mich schrieb, fand ich 1825 bei Lauffer in Leipzig und habe ihn dem Wortlaut nach, so gut ich mich dessen erinnerte, Herrn Rooth in die rasche Feder gesagt. Er enthält eine schmeichelhafte Anerkennung des Pumpauf und Pumperich, verwirft aber Anderes als „schlecht." — Leider ist dieses Büchlein nicht von mir, sondern von Herrn Dr. Wilhelm Bernhardi, Sohn des Consistorialrathes Bernhardi und der Schwester Ludwig Tieks, Sophia. Leider habe ich daran kein weiteres Verdienst, als zu seinem Dasein den wunderlichen Anlaß gegeben zu haben.

Nächst Bernhardi und mir, vervollständigte der Sohn eines Dresdener Beamten unser hochromantisches dreifaches Kleeblatt. Wir lebten aus einer Casse, welche wenig Fluth und viel Ebbe hatte. Zuletzt versiegte auch der

Credit, und gerade zur Meßzeit hatten wir kaum noch das liebe Brod.

Ein süßer Tröst war uns geblieben, wir zählten die Häupter unserer Lieben — denn bis drei konnten wir zählen und siehe! — wir kamen zur Einsicht, daß wir während der Messe nicht an Obstructionen sterben würden.

Ich kam auf den Einfall, meine beiden Freunde einzuladen, zu nächstem Sonnabend mit mir zu speisen. Sie sahen mich groß an, und ich wiederholte meine Einladung, welche sie abzulehnen nicht das Herz hatten.

Am nächsten Sonnabend führte ich sie nach einer koscheren Speiseanstalt. Der Schalent, — Kugel und Bohnen schmeckte ihnen vortrefflich. Nur gegen Ende des Mahles ward ihnen ein wenig bange, jedoch ohne ihrem Appetit nachtheilig zu sein.

Wir waren gesättigt! — Allen Respekt vor der koscheren Schabbesküche! Und ich that, als ob ich bezahlen wollte.

„Gott bewahre! — Ich werde am Schabbes Geld anfassen.“

Ich bin Jude ich weiß das. — Hier ist meine Matrikel (die damalige eines akademischen Bürgers, nicht eines Studenten), morgen löse ich sie ein.

„Lösen Sie sie ein! Ich kenne Sie doch? Sie sind Herr Dr. Schiff und Ihr Onkel ist Vorsänger — Schemje Schmareil (Gottesname für Israel) am israelitischen Tempel. Was meinen Sie wohl, wenn Sie mir nicht

bezahlen; habe ich das gute Gewissen, einem neumodischen Tempeljuden mal koscheres Schabbesessen vorgesetzt zu haben."

„Sie dürfen doch am Schabbes ein Papier zu sich nehmen."

„Nein! Nicht einmal wenn Sie mich bei Seite genommen hätten. Also noch weniger in Gegenwart koscherer Juden. — Ich gebe am Schabbes Essen, mache aber keine Geschäfte."

Wir gingen und Bernhardi sagte draußen: — „Sollst doch gesegnet sein, Moses! weil du solch Gesetz gegeben. Das ist ein Novellenthema." —

Die Humoreske war ein Werk weniger Tage. Bernhardi, der leicht producirt, schrieb sie auf meinem geheiztem Zimmer, denn bei ihm und Müller war die Feuerung ausgegangen. —

Wilhelm Lauffer in Leipzig nahm sie wie früher erwähnt, und in unserer Casse war nunmehr wieder Fluth.

Heine's Lob war freilich an den Pseudo-Verfasser fehlgerichtet. Allein er lobte mich doch gern, wenn ich irgend in sein Fahrwasser gerieth. Von meinen damals erschienenen Höllenbreugseln sagte er: „Entweder Du bist meschugge oder Du gehst direct darauf aus es zu werden."

Als ich 1826 nach Hamburg kam, traf ich ihn ganz zufällig auf der Straße. Ich wußte garnicht, daß er hier sei. Eine vortheilhafte Veränderung hatte sich mit ihm

begeben. Er war nicht mehr der in sich selbst Zurückgezogene. Sein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden, und mehr als das: ein vornehm mißmuthiger Gentleman.

Wir embrassirten uns auf offener Straße und er sagte, weil ich ihm Complimente über sein gutes Aussehen machte: — „Wundre Dich nur. Ich habe mich geändert und schwinge jetzt die Harlequinspeitsche." — Nämlich. Der erste Band „Reisebilder" war erschienen und machte von Hause aus großes Aufsehen. Merkwürdig genug war diese Aeußerung Heine's über die neue Richtung die er eingeschlagen. Ob es mißmuthige Bescheidenheit war oder selbstgefällige Ironie, bleibe dahingestellt. Ich mußte ihn nach seiner Wohnung begleiten, wo er mir ein Exemplar mitgab.

Ich hatte es durchgelesen und brachte die ungebundenen Aushängebogen wieder.

„Nun! was sagst Du?" lächelte er selbstgefällig.

— „Dasselbe was Du gesagt hast. — Allein die Harlequinspeitsche ist keine Dichterfeder."

— „Als ob ich nicht schon gewohnt wäre, von Dir negirt zu werden. Glücklicherweise kann ich mich darüber trösten und zumal jetzt."

„Die Majorität des Publikums ist für Dich. Es folgt hieraus, daß ich es auch sein muß."

— „Der Erfolg hat Recht!"